

Doppel-Bändchen.

40 Pfennig. 1908-8048 Nr. ö. B.

# Universal-Bibliothek

3297, 3298

Sonja Kovalevsky,

was ich mit ihr zusammen erlebt habe und was  
sie mir über sich selbst mitgeteilt hat.

Von

A. Charl. Leffler,

Herzogin von Saganello.

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

Dr. Heinrich von Lent.

Leipzig.

Verlag von Philipp Reclam jun.

In eleg. Ganzleinenband 80 Pfennig.

Jeder Band ist

für 20 Pfennig

einzelk käuflich

# Universal-Bibliothek.

Bis November 1894 sind 3300 Nummern erschienen.

Jedes Werk ist einzeln käuflich. — Preis: 20 Pfennig die Nummer.

Ein vollständiges Verzeichniß ist durch jede Buchhandlung zu beziehen.

## Neueste Erscheinungen:

- 258—60. **Henry Gréville**, Gefahr. Roman. Aus dem Franz. v. L. Wechsler.
- 261—64. **Wilhelm Müller**, Gedichte. Mit einer biographischen Einleitung und einem Vorwort herausgegeben von Curt Müller. Mit dem Bildnis des Dichters.
265. **Edmund Pailleron**, Die Welt, in der man sich langweilt. Lustspiel in drei Aufzügen. Übersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von A. Tuchten u. Carl Friedrich Wittmann.
266. **C. von Wald-Bedtwig** und **C. Sawersky**, Der Piennigreiter. Schauspiel in vier Aufzügen.
- 267—69. **Samuel Smiles**, Selbsthilfe. Nach dem Englischen v. D. Haef.
270. **Mauritius Vavrinerz**, Kosmunda. Opernbuch. (27. Band.)
271. **P. W. A. v. S.**, Rabbi David. Schauspiel in fünf Aufzügen.
272. **Alfred Friedmann**, Russische Rache. — Der neue Atäon. Zwei Novellen.
- 273/74. **Musiker-Biographien**. 16. Band: Robert Franz. Von Rud. Freiherrn Brocházka.
275. **Richard Vogl**, Arme Maria. Schauspiel in fünf Aufzügen.
276. **Ernst Reinhold Jahn**, Humorstische Erzählungen.
277. **Festspiele**. Gesammelt und herausgegeben von Carl Friedrich Wittmann. Drittes Bändchen.
- 278—83. **Dr. Franz Tekner**, Deutsche Geschichte in Liedern deutscher Dichter. 1. Teil. Von Pytheas bis Luther. 2. Teil. Von Ferdinand II. bis Wilhelm II.
3284. **Friedrich J. Paschen**, Aus wilden Westen Nordamerikas. Erielen und Skizzen. Zweites Bändchen.
3285. **Rudolf Kneifel**, Der Stolz. Lustspiel in vier Aufzügen.
3286. **Xavier de Maistre**, Die Sibirierin. Erzählung. Aus dem Französischen übertragen von Maximilian Emil Wittmann.
3287. **Joh. Ludwig Weber**, Die Herren Lieutenants. Schwank in einem Aufzuge.
- 3288—90. **Briefwechsel zwischen Abt Alard und Heloise** mit der Leidensgeschichte Abt Alards. Aus dem Lateinischen übersetzt und eingeleitet von Dr. Baumgärtner.
- 3291—95. **Bürgerliches Gesetzbuch** für das Kaisertum Oesterreich samt den nachträglich hiezu ergangenen Gesetzen und Verordnungen. Textausgabe mit kurzen Anmerk. u. Sachregister. Herausgegeben von Dr. Edm. R. von Herzfeld.
3296. **Iwan Turgenjew**, Natalie. Schauspiel in 5 Aufz. Aus d. Russischen übersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Joh. Treumann u. C. Friedr. Wittmann.
- 3297/98. **A. Charl. Löffler**, Soukovaletsky, was ich mit ihr zusammen erlebt habe und was sie mir über sich mitgeteilt hat. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. Heinrich von Lent.
3299. **A. Bergen**, Der Mord in der Kolmessaergasse. Poëse in 1 Aufz. Durchgesehen u. herausgeg. v. C. Fr. Wittmann.
3300. **F. Ansen**, Tourmalins. Zeitschrift. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von J. Botsiber.

## Einband-Decken

in Ganzleinen zur Universal-Bibliothek (wie dieselben zu Reclam's Miniaturausgaben) ohne Titelbruch in 9 Größen, für Bände im Umfang von 5, 8, 12, 16, 20, 25, 30, 35 u. 42 Bogen, sind, pro Stück 30 Pf., durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

# Sanja Kowalevsky,

was ich mit ihr zusammen erlebt habe und was  
sie mir über sich selbst mitgeteilt hat.

Von

Anna Charlotte Lessler,

Herzogin von Cajanello.

---

Aus dem Schwedischen übersezt

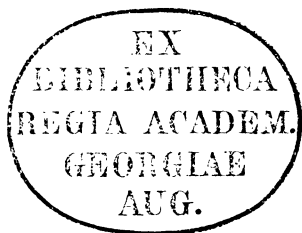
von

Dr. Heinrich von Lent.

---

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.



Digitalisiert dank  
freundlicher Unterstützung  
von

**Dr. Cordula Tollmien**

[www.DigiWunschbuch.de](http://www.DigiWunschbuch.de)

## Vorwort des Übersetzers.

---

Gleich der englischen Litteratur ist auch die skandinavische sehr reich an Schriftstellerinnen, und dies gilt nicht nur von der dänischen, norwegischen und neuisländischen, sondern ganz besonders von der schwedischen Litteratur unseres Jahrhunderts. Dem vielgerühmten schwedischen „Novellistinnenkleeblatt“ (Friederike Bremer, Emilie Flygare = Carlén, Sophie Margarete Freiin von Knorring, Marie Sophie Schwarz) reihen sich auch in neuester Zeit ganz würdige Epigoninnen an die Seite; ja, nach dem Urtheile eines gründlichen Kenners hat sogar die jüngste realistische Richtung der Litteratur in Schweden mehr Vertreterinnen aufzuweisen als in den übrigen skandinavischen Ländern zusammengenommen. (Ph. Schweizer, Geschichte der skandinavischen Litteratur im 19. Jahrhundert, S. 396.) Zu diesen schriftstellernden Damen zählt neben Frau Alfhild Agrell, Frau Viktoria Benediktson (pseud. Ernst Ahlgren), Frau Kersstedt und vielen anderen auch die Verfasserin des vorliegenden Buches — eine der hervorragendsten Erzählerinnen, welche Schweden in unseren Tagen aufzuweisen hat.

Anna Charlotte Löffler, geboren am 1. Oktober 1849 in Stockholm, entstammt der litterarisch hochgebildeten Familie Löffler. Ihr Vater war der Rektor und Reichstagsabgeordnete J. O. Löffler in Stockholm, ihre Mutter, Gustava Mittag, die Tochter eines Probstes. Der ausgezeichnete Mathematiker, Professor Gustav Mittag-Löffler in Stockholm und der gleich hervorragende Sprachforscher L. Fr. Löffler, Professor in Upsala, sind ihre Brüder. Anna Charlotte Löffler genoss im elterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung. Im Alter von 23 Jahren (1872) heiratete sie den Häradsbörding (Amtsrichter) Gustav Edgren; doch herrschte „kein richtiges Verständniß“ zwischen den beiden Ehegatten. (S. „Illustreret Familiejournal“ vom 12. Februar 1893, S. 51.) Infolgedessen wurde 1889

diese Ehe gelöst, Frau Edgren nahm wieder ihren Familiennamen an und vermählte sich bald darauf (1890) als Bierzigjährige mit dem italienischen Herzog von Cajanello. Seitdem lebte sie in Neapel, im Vollbesitze des langentbehrten ehelichen Glückes, überdies bald glückliche Mutter eines Söhnchens. Leider erfreute sie sich ihrer zweiten Ehe nicht lange; schon am 21. Oktober 1892, nach nur eintägiger Krankheit, starb die Herzogin von Cajanello in Neapel. Als Schriftstellerin trat sie zuerst im Jahre 1869 unter dem Pseudonym „Carlo“ mit einem Bändchen Novellen auf; diesem folgten bald andere, die teils anonym, teils unter anderen Pseudonymen erschienen. Unter ihrem eigenen Namen veröffentlichte sie zuerst im Jahre 1882 die Novellenammlung „Ur lifvet“ (Aus dem Leben), der sich in den nächsten Jahren noch drei weitere Sammlungen unter gleichem Titel anreichten. Hierin zeigte sie sich im Besitze eines ungewöhnlichen Talentes, nach der Wirklichkeit zu zeichnen, und ganz besonders waren ihre Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens der höheren Stände in Schweden gelungen. Infolgedessen fanden ihre Erzählungen, obschon sich die Verfasserin darin als eine entschiedene Anhängerin der litterarischen Linken dokumentierte, gleicherweise auch bei der litterarischen Rechten Beifall. Neben diesen Novellen und einem Roman (im 4. Bande von „Ur lifvet“) schrieb Frau Edgren auch Dramen, worin sie sich gleichfalls als ausgeprägte Realistinkundgab, „welcher die Wirklichkeit keinen Raum für die Poesie übrig ließ.“ Die Schilderung ihrer Charaktere ist klar und folgerichtig, die dramatische Form zwar etwas schwerfällig, aber doch geschickt gehandhabt, der Dialog knapp und präcis, oft wie bei Debatten. Die bedeutendsten unter diesen Dramen sind: „Sanna kvinnor“ („Wahre Weiber“, 1883), „Hur man gör godt“ („Wie man wohlthut“, 1885) und „Kampen för lyckan“ („Der Kampf ums Glück“, 1888). Das erstgenannte Familiendrama wurde von dem dänischen Dichter Hostrup ins Dänische übersezt; das Schauspiel „Alfen“ („Die Elfe“) wurde in deutscher Übersetzung im Thalia-Theater in Hamburg mit Beifall aufgeführt. Von Frau Edgrens Novellen war „Tvifvel“ („Zweifel“) die erste, welche von L. von Burg ins Deutsche übersezt und in der „Deutschen Rundschau“ (Bd. 50, S. 419 ff.) veröffentlicht wurde; damit war die Verfasserin beim deutschen Lesepublikum eingeführt worden. Später erschienen noch andere Novellen in der „Deutschen Rundschau“ sowie auch in „Nord und Süd“.

Die letzte Arbeit der Herzogin von Cajanello ist die hier in treuer deutscher Übersetzung vorliegende Biographie ihrer im Tode ihr vorangegangenen Freundin, der berühmten Russin Sonja Kovalevsky, der ersten öffentlichen Professorin der Mathematik an der neu gegründeten Hochschule in Stockholm, einer der genialsten Frauen des 19. Jahrhunderts. Der bekannte schwedische Dichter und Kritiker Gustaf af Geijerstam hat über gegenwärtige Biographie folgendes Urtheil gefällt: „Diese Arbeit gehört zu dem Allerbedeutendsten, was Frau Lessler unserer Zeit geschenkt hat. Diese Biographie ist ohne jedes übertreibende Wort geschrieben, wirkt aber durch ihr sympathisches Verständniß, und es bedarf nicht erst der Versicherung der Verfasserin, daß sie eine verwandte Natur schildert, um dies zu begreifen.“ (Siehe „Ord och bild“, första årgången, 1892, S. 524.) In Neapel, „am Abhange des Posilipp, in einem schönen Hause der Via Tasso, dessen blumengeschmückter Altan weit hinaus schaut über den blauen Golf“, hatte die Herzogin von Cajanello ihr letztes Werk vollendet und eben einen neuen Roman begonnen, der fern von ihr in der nordischen Heimat spielen sollte, als der Tod „diese begabte Frau plötzlich aus der Fülle kaum errungenen Glückes, rastlosen Schaffens und weitgehenden Pläne riß“. (Deutsche Rundschau, Bd. 74, S. 268.) Möge es unserer Übersetzung gelingen, das Interesse für zwei der begabtesten Frauen unserer Zeit auch in weiteren Kreisen des deutschen Lesepublikums zu erwecken!

Wien am 3. März 1894.

Dr. H. v. Lenk.



## Einleitung.

---

Gleich nach der Nachricht von Sonja Kovalevskys so unerwartetem und plötzlichem Ableben entstand bei mir der Gedanke an die Pflicht, die mir jetzt oblag: in der einen oder andern Form ihre Jugenderinnerungen fortzusetzen, die in schwedischer Sprache unter dem Titel: „Die Schwestern Rajevsky“ veröffentlicht worden waren. Als eine Pflicht betrachte ich dies aus mehreren Gründen, zunächst deshalb, weil sie, die stets ein Vorgefühl hatte, daß sie jung sterben müsse und ich sie überleben würde, mir wiederholt das Gelübde abgenommen hatte, ihre Biographie zu schreiben.

Bis auf das Äußerste selbstreflektierend und selbstanalytisch, wie sie war, hatte sie die Gewohnheit, jede ihrer Handlungen, alle ihre Gedanken und Gefühle vor sich selbst und, während der drei, vier Jahre, da wir fast täglich zusammen lebten, vor mir zu kritisieren und danach zu streben, alle Veränderungen in ihrem Gemütsleben einem gewissen psychologischen System unterzuordnen. Diese Selbstkritik war bei ihr so stark, daß sie mehrmals dahin kam, die faktische Wirklichkeit unbewußt umzugestalten. So scharf, ja unbarmherzig ihre Selbstanalyse auch oft sein konnte, wurde sie doch wieder durch das natürliche Bedürfnis, sich selbst zu idealisieren, sich so zu sehen, wie sie zu sein wünschte, getrübt, und dadurch wurde das Bild, das sie von sich entwarf, in einzelnen Zügen ungleich dem, wie es andere auffaßten. Sie beurteilte sich manchmal weit strenger, manchmal weit milder, als andere sie beurteilten.

Hätte sie selbst Gelegenheit gehabt, wie sie es gewünscht, ihre Jugenderinnerungen fortzusetzen und ihre ganze Lebensgeschichte zu schreiben, so würde das Bild, das sie darin von sich entworfen, genau das geworden sein, was sie während ihrer häufigen und langen psychologischen Gespräche mit mir entwickelte und darstellte.

Da sie nun unglücklicherweise nicht Gelegenheit fand, dieses Werk selbst zu vollbringen, welches zweifellos eine der bedeutungsvollsten Autobiographien in der Weltliteratur geworden wäre, und da es anstatt dessen mein Los wurde, schwache Konturen der Seelengeschichte zu ziehen, die in ihrer Hand an Tiefe und Intensität einzig dastehend geworden wäre, erkannte ich sofort instinktiv, daß die alleinige Möglichkeit, meinen Auftrag zu vollenden, die war, sozusagen unter ihrer Suggestion zu arbeiten, zu trachten, mich in sie neuerdings so zu versenken, wie ich es zu ihren Lebzeiten that, ihr zweites Ich zu werden, wie sie mich so oft nannte, und insoweit mir dies möglich war, sie so darzustellen, wie sie sich selbst mir gegenüber dargestellt hatte.

Ich habe inzwischen über ein Jahr verstreichen lassen, bevor ich mich entschließen konnte, die Erinnerungen zu veröffentlichen, die ich kurz nach ihrem Tode niederzuschreiben begann. Während dieser Zeit habe ich teils durch Gespräch, teils durch Briefwechsel mit all ihren älteren und jüngeren Freunden in verschiedenen Ländern, mit welchen es mir möglich gewesen, in Berührung zu kommen, mein Gedächtnis zu unterstützen gesucht, als es galt, mich der äußeren Umstände ihres Lebens zu erinnern, die sie mir vielemale selbst erzählt hatte. Aus diesem Briefwechsel habe ich alles citiert, was mir zu einer richtigen Beurteilung ihres Charakters beizutragen schien — jederzeit richtig von meinem voreingenommenen Standpunkte, das heißt mit ihrer eigenen Erklärung übereinstimmend.

Wie man sieht, ist es also nicht eine objektiv wahre Lebensgeschichte, die ich niederzuschreiben versucht habe. Was

ist übrigens objektiv wahr, wenn es ein Seelenleben zu schildern giebt? Viele werden die Richtigkeit meiner Angaben und Erklärungen bestreiten. Viele werden ihre Gefühle und Handlungen in verschiedenen Fällen ganz anders auffassen. Aber dies bedeutet für mich von meinem Standpunkte aus nichts. Alle Daten, die ich angegeben habe, sind doch, soweit es mir möglich gewesen, dieselben zu kontrollieren, objektiv richtig. Nur in dieser Hinsicht habe ich mich von Sonjas eigener Suggestion nicht beeinflussen lassen, da diese, was Daten anbelangt, oft eigentümlich phantastisch war.

Als ich im letzten Sommer, ein Jahr später, in Christiania mit Heinrich Ibsen zusammentraf und ihm erzählte, daß ich im Begriffe sei, Sonja Kovalevskys Biographie zu schreiben, äußerte er:

„Ist es ihre Biographie im eigentlichen Sinne, die Sie zu schreiben beabsichtigen? Ist es nicht vielmehr ein Gedicht über sie?“

„Ja,“ antwortete ich, „das heißt, es ist ihr eigenes Gedicht über sich selbst, wie es sich nach meiner persönlichen Auffassung von ihr liest.“

„Das ist ganz richtig,“ sagte er. „Sie mußten die Sache dichterisch behandeln.“

Diese Äußerung stärkte und ermunterte mich in meiner Auffassung der Aufgabe, die vor mir lag.

Mögen sie andere objektiv schildern, wenn sie es können. Ich mache auf nichts anderes Anspruch, als auf eine subjektive Schilderung meiner subjektiven Auffassung ihrer eigenen stark subjektiven Selbstanalyse.

Neapel, 1892.

Die Verfasserin.

## Nachschrift.

Freitag den 21. Oktober verschied die Verfasserin dieser Arbeit in Neapel. Einige Tage vor ihrem Tode hatte sie die von ihr durchgesehene erste Korrektur des letzten Bogens dem Verleger mit dem Ansuchen um neuerliche Überprüfung der ganzen Arbeit zurückgesandt. Der Unterzeichnete, welcher schon vorher auf Wunsch der Verfasserin die erste Korrektur mit ihr gelesen, hat an ihrer Stelle die Schlußrevision dieser Arbeit vor deren Veröffentlichung besorgt.

Djursholm, den 3. November 1892.

L. Fr. Leffler.

## I.

### Mädchenträume. Scheinehe.

Als Sonja circa 17 Jahre alt war, brachte die Familie einen Winter in Petersburg zu.

In dieser Zeit herrschte eine lebhafteste Bewegung unter der intelligenten Jugend in Rußland, besonders auffallend bei den jungen Mädchen; eine Bewegung für Rußlands Freiheit, Bildung, Erhebung durch die Idee. Es war keine nihilistische, kaum eine politische Strömung, es war insonderheit ein Streben nach Kenntnissen und geistiger Entwicklung, welches so stark um sich gegriffen hatte, daß zu dieser Zeit Hunderte von jungen Mädchen sich auf eine fremde Universität begaben, um zu studieren. Da die Eltern im allgemeinen sich diesem Bestreben ihrer Töchter widersetzen, hatten die jungen Mädchen eine sehr eigenthümliche und für diesen Zeitpunkt charakteristische Taktik erfunden, nämlich mit jungen Männern, die von denselben Ideen wie sie beseelt waren, eine Art Scheinehe zu schließen, bloß um der väterlichen Gewalt zu entgehen und die Möglichkeit zu erhalten, ins Ausland zu reisen. Viele von den Studentinnen in Zürich, welche später durch einen kaiserlichen Ukas nach Hause gerufen wurden, weil sie im Verdachte nihilistischer Tendenzen standen, obschon sie in der That nichts anderes gethan, als daß sie friedlich ihre Studien betrieben, waren in dieser Weise verheiratet. Ihre Väter hatten die jungen Frauen aus dem Vaterhause auf die Universität geleitet und sie dann, dem gegenseitigen Übereinkommen entsprechend, allein und frei gelassen. Ja, eine derartige Verbindung, mit einem abstrakten, außerhalb liegenden Zweck, begann damals unter

dem Freundeskreise, dem Sonja und ihre Schwester Anjuta in Petersburg angehörten, so populär zu werden, daß sie der jungen Sonja, sowie einem großen Teil ihrer männlichen und weiblichen Freunde gewissermaßen weit mehr ideal, als die vulgäre Verbindung von zwei Menschen erschien, die in dem, was man Liebesheirat nennt, nichts anderes erstrebte, als die Befriedigung der Gefühle und der Sinnlichkeit, mit anderen Worten des Egoismus. Für den Idealismus, welcher diese jungen Leute beseelte, war das persönliche Glück etwas Untergeordnetes, die Hingabe an ein unpersönliches Ziel das einzig Große und Edle. Studieren, sich entwickeln, um dann dem von allen Russen so schwärmerisch geliebten Vaterlande neue Kräfte zuzuführen, welche es in seinem schweren Befreiungskampfe aus der Finsternis und dem Drucke empor zur Aufklärung und Freiheit unterstützen könnten — für dieses Ziel entbrannten die jungen Töchter dieser alten, aristokratischen Familien, die niemals daran gedacht hatten, sie zu etwas anderem, als zu Welt Damen und Hausfrauen zu erziehen, und welche sich jetzt natürlich vollständig verständnislos und feindselig den Regungen von Selbständigkeitstrieb und Oppositionslust gegenüberstellten, die hie und da selbst aus der geheimnisvollen Zurückhaltung hervorbrachen, welche die Jungen gerade den Älteren gegenüber beobachteten.

„Ach, das war so eine glückliche Zeit!“ pflegte Sonja oft zu sagen, wenn sie von dieser Periode ihres Lebens sprach. „Wir waren von all den neuen Ideen, welche auf uns einbrangen, so entzückt, so überzeugt, daß der gegenwärtige gesellschaftliche Zustand nicht lange dauern könnte, wir sahen die herrliche Zeit der Freiheit und allgemeinen Bildung, die wir so nahe bevorstehend träumten — so gewiß vor uns! Und dann dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit! — Nur drei, vier von uns Jungen brauchten in einem Salon, in einer ganzen Gesellschaft von Älteren, wo wir gar nicht das Recht hatten, uns bemerkbar zu machen, zusammenzukommen, und sofort wußten wir durch einen Tonfall, einen Blick,

einen Seufzer, ob wir uns unter Gleichgesinnten befanden oder nicht. Und nachdem wir entdeckt hatten, daß es so war, welch großes, heimliches, den anderen unbekanntes Glück war es, in seiner Nähe diesen jungen Mann, dieses junge Mädchen zu wissen, die man vielleicht nie zuvor gesehen, mit dem oder mit der man nur einige scheinbar nichtsagende Worte gewechselt hatte, und die man doch von denselben Ideen, denselben Hoffnungen, derselben Opferwilligkeit für dasselbe Ziel beseelt wußte.“

In dem Freundeskreise, welcher sich allmählich immer dichter um die sechs Jahre ältere Anjuta als Mittelpunkt schloß, war vorläufig niemand, der der kleinen Sonja irgend welche Beachtung schenkte. Sie war äußerlich noch ein Kind, und nur die Zärtlichkeit der älteren Schwester erlaubte ihr, dieser zu folgen, da Anjuta ihre kleine, schüchterne Schwester mit „den grünen Stachelbeer Augen im Sirup“ so lieb hatte, welche gleichsam ob jedes warmen und enthusiastischen Wortes, das von irgend jemand älterem fallen gelassen wurde, in Glückseligkeit schwamm, und die sich außerdem so anspruchslos im Schatten ihrer älteren, mehr blendenden Schwester hielt.

Sonja bewunderte diese Schwester höchlich, sie hielt sie für ihr in jeder Hinsicht überlegen, in Schönheit, Anmut, in Talenten und Intelligenz. Aber in ihrer Bewunderung lag auch ein gut Teil Neid, das heißt die Art Neid, welche dem Gegenstande desselben nachstrebt, nicht die, welche ihn verkleinern und herabziehen will. Dieser Neid, welchen Sonja selbst in ihren Jugenderinnerungen erwähnt, ging übrigens durch ihr ganzes Leben. Sie war stets geneigt, die Eigenschaften, welche sie sich selbst wünschte, bei anderen zu überschätzen, um sich darüber zu grämen, daß sie derselben entbehrte; und besonders ließ sie sich von einem schönen Außern und einem anmutigen Wesen jederzeit stark imponieren. Letzteres scheint die Schwester in bedeutend höherem Grade als sie selbst besessen zu haben, und deshalb träumte sie, jene in

anderer Hinsicht zu überstrahlen. Schon von ihrer frühesten Kindheit an war ihr guter Kopf gerühmt worden, und ihre natürliche Vorliebe für Studien und ihr Wissensdurst wurden jetzt von ihrem Ehrgeize, sowie durch die Ermunterung gefördert, die ihr von ihrem Lehrer in der Mathematik zu teil wurde. Sie zeigte eine so ungewöhnliche Schärfe und Schnelligkeit der Auffassung, einen solchen Reichtum an Ideenverbindungen, daß ihre wissenschaftliche Begabung entschieden schien. Aber der Vater, welcher diesem für ein Mädchen so ungewöhnlichen Studium nur auf Grund der Einflüsse eines seiner Jugendfreunde zugestimmt hatte, der in dieser Wissenschaft selbst bewandert war und des Mädchens ungewöhnliches Talent dazu entdeckt hatte, zog sich bei dem ersten Argwohn, daß seine Tochter diese Studien im Ernste betreiben wolle, erschreckt zurück. Ja, ihre erste, schüchterne Andeutung, daß sie nach einer ausländischen Universität reisen und studieren wolle, wurde ebenso übel aufgenommen, als einige Jahre früher die Entdeckung von Anjutas Schriftstellerei; mit anderen Worten als eine verbrecherische Tendenz, über den Strang zu schlagen. Die jungen Mädchen von guten Familien, welche derartige Pläne durchgesetzt hatten, wurden in der That für nichts Besseres als Abenteuererinnen angesehen, welche ihren Eltern Schande und Sorge bereiteten.

So herrschten denn in dem aristokratischen Hause neben einander diese beiden so entgegengesetzten geistigen Strömungen: das heimliche, verborgene, unterdrückte, aber rebellische und intensive Streben nach außen und nach vorwärts, welches nicht zu hemmen war, welches sich seine eigenen Wege wie eine Naturkraft suchte, und die offene, ehrliche, von ihrem besseren Recht überzeugte Tyrannei der Eltern, welche diese unbekannte und unverstandene Naturkraft einzudämmen und zurückzuhalten, zu zügeln und zu regulieren suchte.

Anjuta und Ines, eine ihrer Freundinnen, welche gleicherweise von Lust hinauszukommen und zu studieren entbrannt und gleicherweise durch den Willen ihrer Eltern gehindert

war, faßten da einen Entschluß. Eine von ihnen, gleichgültig welche, sollte eine dieser idealen, platonischen Ehen eingehen, welche dazu dienen sollte, ihnen beiden ihre Freiheit zu schenken; denn wenn eine von den Freundinnen verheiratet war, würde die andere, wie man glaubte, die Zustimmung ihrer Eltern, ins Ausland zu reisen, wohl erhalten, da diese Reise dann nicht länger den anstößigen Charakter einer Studienreise hätte, sondern ganz und gar als eine Vergnügungstour betrachtet werden könnte. Und die kleine Sonja sollte dann auch mitreisen dürfen, denn sie war ja der untrennbare Schatten ihrer Schwester und man konnte es sich ganz und gar nicht denken, daß die eine Schwester ohne die andere reiste.

Nachdem dieser Plan einmal abgemacht war, galt es bloß, den richtigen Mann zu finden, um die Ausführung zu ermöglichen. Anjuta und Ines sahen sich in ihrem Bekanntenkreise um, und die Wahl fiel auf einen jungen Universitätsprofessor, den sie nur ganz flüchtig kannten, aber von dessen Zuverlässigkeit und Opferwilligkeit für das gemeinsame Ziel sie überzeugt waren. Und eines Tages machten alle drei Mädchen — Sonja wie immer die Nachhut bildend — einen Besuch in der Wohnung dieses Professors. Er saß bei seinem Arbeitstische und studierte, als der Diener die drei jungen Damen einführte, deren Besuch ihn verwunderte, da sie keineswegs zu seinem näheren weiblichen Freundeskreise gehörten. Er erhob sich freundlich und bat sie, Platz zu nehmen; sie setzten sich alle drei nebeneinander auf ein langes Sofa und einen Augenblick lang herrschte ein verlegenes Schweigen.

Der Professor saß im Schaukelstuhle mitten vor ihnen und betrachtete bald das eine, bald das andere der drei Mädchen; die große, schmächtige, blonde Anjuta mit jener eigentümlichen, geschmeidigen Anmut, welche alle ihre Bewegungen auszeichnete, mit diesen großen, strahlenden, dunkelblauen Augen, die sie ohne Scheu, nur mit einem gewissen

zweifelnden Ausdruck auf ihn richtete; die dunkle, hochgewachsene, üppige Ines mit der Adlernase und dem kühnen Blick in den schwarzen, etwas scharf gezeichneten Augen, und die kleine, schwächliche Sonja mit ihrem reichen Lockenhaar, ihren klaren, korrekten Zügen, ihrer kindlichen, unschuldsvollen Stirn und ihren so eigentümlichen, leidenschaftsvoll fragenden, gespannten, leuchtenden Augen. Schließlich nahm Anjuta das Wort, wie ausgemacht worden, und stellte ohne Spur von Verwirrung ihre Frage: ob der Professor Lust hätte, sie durch Eingehung einer Scheinehe mit einer von ihnen zu „befreien“, sie auf eine Universität nach Deutschland oder in die Schweiz zu bringen und sie dann frei zu geben.

In einem anderen Lande und unter anderen Verhältnissen würde ein junger Mann eine solche Frage aus dem Munde eines schönen Mädchens wohl kaum hinnehmen, ohne in seine Antwort irgend etwas von Galanterie oder leiser Ironie hineinzulegen. Aber hier war der Mann der Situation gewachsen — in diesem Falle hatte es Anjuta mit ihrer Wahl nicht schlecht getroffen — und er erwiderte vollkommen ernst und kalt, daß dies ein Vorschlag sei, auf welchen er nicht die geringste Lust hätte, sich einzulassen.

Und die Mädchen? Man könnte vielleicht glauben, daß sie sich von dieser Weigerung gedemütigt fühlten. Keineswegs, ihre weibliche Eitelkeit hatte nicht das Geringste mit der Sache zu thun, es hatte sich niemals darum gehandelt, dem jungen Manne persönlich zu gefallen, sie nahmen die Weigerung so gelassen hin, wie es ein Mann gethan hätte, der einem andern seine Reisegesellschaft vorgeschlagen, ohne daß dieses Anerbieten angenommen worden wäre. Und so traten sie alle drei wieder ab, der Professor schüttelte ihnen an der Thür die Hände und sie sahen einander viele Jahre nicht wieder.

Sie hegten auch keine Furcht, daß er das Vertrauen, das sie ihm bewiesen, jemals mißbrauchen könnte, denn sie wußten, daß er jenem heiligen Bunde angehörte, welcher kein

Bund in äußerlicher Hinsicht war, aber doch wie mit einem festen Ringe alle umschloß, deren Herzen für dasselbe Ziel schlugen. Ungefähr fünfzehn Jahre später, als Frau Kowalevsky auf der Höhe ihres Ruhmes war, traf sie eines Tages in einer Gesellschaft in Petersburg mit diesem Manne zusammen und scherzend sprachen sie von jener mißglückten Werbung.

Eine von Anjutas Freundinnen beging um diese Zeit die „niedrige“ Handlung, sich aus Liebe zu verheiraten. Wie man sie verachtete und beklagte! Wie schwoß besonders Sonjas Herz vor Unwillen über ein so schnödes Im-Stiche-laffen aller Ideale! Und wie schämte sich die junge Neuvermählte selbst vor ihren Freundinnen, als wäre sie eine Gefallene! Niemals wagte sie es, von ihrem ehelichen Glücke mit ihnen zu sprechen, und sie verbot es ihrem Manne, ihr jemals Liebesbezeugungen in deren Gegenwart zu erweisen.

Inzwischen trat etwas völlig Unerwartetes in Sonjas Leben ein.

Anjuta und Ines, welche an ihrem Plane festhielten, ohne sich von der ersten Widerwärtigkeit entmutigen zu lassen, hatten einen andern jungen Mann zu ihrem Befreier aus-erklaren. Er war nur ein Student, aber ungewöhnlich be-gabt und wünschte selbst nach Deutschland zu reisen, um dort seine Studien fortzusetzen. Er war aus guter Familie und allgemein angesehen als ein vielversprechender Mann der Zukunft, weshalb auch zu hoffen war, daß die Eltern, seien es nun die Anjutas oder Ines', nichts Ernstliches gegen diese Partie einzuwenden hätten. Diesmal geschah das An-erbieten in weniger feierlicher Art. Anjuta benutzte die Ge-legenheit, als sie ihn einmal bei gemeinsamen Freunden traf, wo sie ihn schon oft gefunden hatte, ihm während des Ge-spräches ihren Vorschlag zu eröffnen. Er gab die völlig un-erwartete Antwort, daß er ganz geneigt sei, auf ihren Plan einzugehen, doch mit der kleinen Veränderung im Programm, daß er sich mit Sonja verheiraten wolle.

Dies erweckte nun gewaltige Bekümmernis bei den drei Verschworenen, denn wie sollte man den Vater dahin bringen, daß er die Heirat dieses Kindes erlaube, besonders bei dem Umstande, daß die schon dreiundzwanzigjährige Anjuta noch unvermählt war! Hätte man eine einigermaßen passende Partie für die älteste Tochter vorzuschlagen, so konnte man wohl gewiß sein, daß der Vater nicht unnachgiebig sein werde. Sie machte ihm in der That viel Kummer durch ihre phantastische, unberechenbare Natur, und sie war in dem Alter, in welchem ein junges Mädchen heiraten soll.

Gewiß war Kovalevsky sehr jung, aber er hatte eine schöne Zukunft vor sich und würde deshalb als Gemahl der ältesten Tochter nicht ungern aufgenommen worden sein. Aber Sonja! Nein. Das Anerbieten wurde mit absoluter Autorität, ohne Appellation abgeschlagen und die Heimreise nach Palibino sofort vorbereitet.

Was war jetzt zu thun? Nach Palibino zurückkehren, hieß soviel wie alle Hoffnungen aufgeben, sich von allen Interessen abschließen, welche jetzt die Lebenslust der jungen Mädchen geworden; es war so gut wie ins Gefängnis kommen, aber ohne das Bewußtsein, Märtyrer einer guten Sache zu sein, welches das Ertragen einer wirklichen Gefangenschaft viel leichter gemacht hätte, als die gänzlich poesielose Verbannung, die ihnen jetzt drohte.

Da faßte die schüchterne Sonja einen kühnen Entschluß. Dieses zarte Mädchen, welches keinen unfreundlichen Blick, keinen verweisenden Ton von denen, die sie liebte, ertragen konnte, wurde in diesem kritischen Augenblick stählern. Denn mitten in all dem Weichen, Empfänglichen, Gefühlvollen ihrer Natur gab es auch einen Zug von Härte, von unbeugsamer Festigkeit, welcher in entscheidenden Augenblicken zum Vorschein kam. Sie, die in voller Hingebung gleich einem Hündchen sich an die Brust dessen schmiegen konnte, der sie nur mit einem freundlichen Blick an sich zog, sie konnte, wenn die Kampfstimmung in ihr erwacht war, alle

Gefühle unterdrücken und kalten Blutes diejenigen vermunden, welche sie noch eben zuvor mit Beweisen innigster Zärtlichkeit überhäuft hatte.

Dies beruhte auf der Macht eines Willens, welcher bei ihr die ganze Stärke einer Leidenschaft hatte, auch wenn es Ziele galt, die nichts mit dem Gefühle zu schaffen hatten. Was sie wünschte, was sie begehrte, was sie anstrebte, das wollte sie mit einer geradezu krankhaften Intensität, die sie zu verzehren drohte. Und jetzt wollte sie hinaus, fort aus dem elterlichen Heim, wollte ihre Studien fortsetzen, koste es, was es wolle.

Bei den Eltern war Familiendiner. Vormittags war die Mutter einiger Einkäufe wegen außer Hause, um den Tisch mit Blumen und ihr Klavier mit einigen neu erschienenen Notenheften zu versehen; der Vater war in seinem Klub und die Gouvernante half der Kammerjungfer, den Salon mit Blattgewächsen zu dekorieren. Die Mädchen waren allein in ihrem Zimmer, und ihre neuen, schönen Kleider lagen bereit für die Mittagstoilette.

Sie hatten niemals Erlaubnis, ohne Begleitung des Bedienten oder der Gouvernante das Haus zu verlassen, aber Sonja benutzte jetzt den Augenblick, sich, während alle beschäftigt waren, allein hinauszuschleichen. Anjuta, die mit im Komplotte war, begleitete sie die Treppe hinunter und blieb Wache haltend an der Thür stehen, bis die Schwester außerhalb des Gesichtskreises war, worauf sie mit klopfendem Herzen in ihr Zimmer zurückkehrte und zerstreut ihr Kleid anzuziehen begann.

Es war schon Dämmerung und man begann die ersten Gaslaternen anzuzünden. Sonja ging verschleiert und in ihren Baschli verhummt, mit furchtsamen Schritten durch die breiten, um diese Zeit ziemlich menschenleeren Straßen, die sie nie zuvor allein betreten hatte. Ihre Pulse flogen infolge jener fieberhaften Spannung, die bei einem jungen, romantischen Gemüthe große Unternehmungen begleitet und

sie so fesselnd macht. Sie fühlte sich als Helbin eines beginnenden Romans, sie, die kleine Sonja, die bisher nur der Schatten ihrer Schwester gewesen; aber eines Romans ganz anderer Art, als die banalen Liebesromane, von denen die Literatur voll ist, und die sie verachtete.

Denn es war kein zärtliches Stellbichlein, zu dem sie mit diesen schnellen, sicheren, rhythmischen, kleinen Schritten flog, keine erotische Regung war es, die ihr Herz pochen machte, als sie jetzt mit zurückgehaltenem Atem, halb wahnsinnig vor Furcht im Finsternen, wie ein Kind, das sie war, die drei dunklen Treppen eines unsauberen Hauses einer Seitengasse hinaufeilte. Sie klopfte dreimal mit kurzen, nervösen Schlägen an eine Thür, die so rasch geöffnet wurde, daß es unverkennbar war, daß der junge Mann, welcher sie jetzt empfing, Wache gestanden hatte, um ihre Ankunft zu erwarten. Er führte sie sofort in ein einfaches Studierzimmer, wo Bücher auf Tischen und Stühlen aufgestapelt lagen und ein schmales Sofa wie zufällig abgeräumt war, um ihr Platz zu machen.

Der junge Mann hatte gerade nicht das Aussehen eines Romanhelden. Sein buschiger roter Bart und seine allzu große Nase machten, daß er beim ersten Anblick häßlich schien; wenn man aber dem Blicke aus seinen tiefblauen Augen begegnete, fand man darin einen gleichzeitig so intelligenten, freundlichen und gütigen Ausdruck, daß man sich sofort zu ihm hingezogen fühlte. Seine Haltung dem jungen Mädchen gegenüber, das sich ihm auf eine so eigentümliche Art anvertraut hatte, war ganz und gar die eines älteren Bruders.

Die beiden jungen Leute warteten jetzt in starker Spannung, indem sie unaufhörlich nach dem Gange horchten, und mehr als einmal fuhr Sonja von dem Sofa in die Höhe, vor Erregung bald blaß, bald rot, wenn sie jemand gehen zu hören glaubte.

Inzwischen waren die Eltern wieder nach Hause gekommen, aber, wie man berechnet hatte, so knapp vor Mittag,

daß sie gerade noch mit dem Umkleiden bis zur Ankunft der Gäste fertig wurden. Sie bemerkten deshalb die Abwesenheit der Tochter nicht früher, als bis sie alle im Speisesaale versammelt waren, um sich zu Tisch zu setzen.

„Wo ist Sonja?“ fragten sie beide zugleich die bleiche Anjuta, welche heute höher gewachsen und selbstbewußter als gewöhnlich schien, mit einem herausfordernden Blick und einem erregten, gespannten Ausdruck.

„Sie ist ausgegangen,“ antwortete diese mit leiser Stimme, deren schwaches Beben sie vergebens zu beherrschen suchte, während ihr Blick jenem des Vaters auswich.

„Ausgegangen! Was soll das heißen? Mit wem?“

„Allein. Ein Briefchen liegt auf ihrem Toilettentische.“

Der Bediente erhielt Befehl, dasselbe sofort zu bringen, und man setzte sich unter Todesstille zu Tische.

Sonja hatte ihren Schlag besser berechnet, als sie vielleicht selbst verstand, grausamer, als sie selbst ahnte. In ihrem kindlichen Trotz, mit dem rücksichtslosen Egoismus der Jugend, der nichts von Schonung weiß, weil er den Schmerz, den er bereitet, noch wenig versteht, hatte sie ihren Vater an seiner empfindlichsten Stelle getroffen.

In Gegenwart aller seiner näheren und entfernteren Verwandten mußte der stolze Mann die Demütigung durch den „Seitensprung“ seiner Tochter erleben. Im Briefchen stand nur: „Papa, verzeih mir, ich bin bei Woldemar und ich bitte dich, dich unserer Verbindung nicht mehr zu widersetzen.“

Iwan Sergejewitsch las schweigend diese Zeilen und erhob sich darauf vom Tische, indem er eine Entschuldigung zu denen murmelte, die ihm zunächst saßen.

Zehn Minuten später hörten die immer ängstlicher lauschende Sonja und ihr Genosse die erwarteten, zornigen Schritte; die Thür, welche nicht geschlossen war, flog ohne ein einziges Anklopfen auf und General Krufovsky stand vor seiner zitternden Tochter.

Mittag war noch nicht vorüber, als Vater und Tochter

in Begleitung Woldemar Kovalevsky's den Speisesaal betraten.

„Erlaubt mir, euch den Bräutigam meiner Tochter Sonja vorzustellen,“ sagte Iwan Sergejewitsch mit erregter Stimme.

## II.

### Auf der Universität.

So ungefähr erzählte mir Sonja diesen dramatischen Beginn ihrer eigenthümlichen Ehe. Die Eltern verziehen und kurz darauf — im Oktober 1868 — wurde die Hochzeit zu Palibino gefeiert.

Die Neuvermählten reisten nach Petersburg, wo Sonja durch ihren Mann sofort in die politisch interessierten Kreise eingeführt wurde, nach welchen sie sich schon lange gesehnt hatte. Eine Freundin, die ihr später sehr nahe stand, beschreibt den Eindruck, den ihre Persönlichkeit damals machte, auf folgende Weise:

„Unter all diesen politisch interessierten, vom Leben mehr oder weniger zerzausten Frauen und Fräulein machte sie wirklich einen ganz eigenthümlichen Eindruck, und ihr kindliches Aussehen verschaffte ihr den Schmeichelnamen ‚Der kleine Sperling‘. Sie war eben achtzehn Jahre alt geworden, sah aber viel jünger aus. Von kleinem Wuchse, schwächig, nur im Gesichte ziemlich voll, mit kurzem, kastanienbraunem, lockigem Haar, das Antlitz außerordentlich lebhaft und ausdrucksvoll, besonders die Augen, deren Ausdruck unaufhörlich wechselte und bald auffallend wach, bald tief trümerisch war: im ganzen das Gepräge einer eigenthümlichen Mischung von fast kindlicher Naivetät mit großer Gedankentiefe.

Sie gewann alle durch den unbewußten Charme, der sie in jenem Abschnitte ihres Lebens auszeichnete: alte und junge Leute, Herren und Damen waren alle gleicherweise von ihr eingenommen. Außerst natürlich in ihrem Auftreten, ohne Spur von irgend welcher Koketterie, schien sie die Hul-

digung, welche ihr von allen Seiten dargebracht wurde, ganz und gar nicht zu bemerken. Sie verwendete nicht die geringste Sorgfalt auf ihr Äußeres oder auf ihre Toilette, welche möglichst einfach war, zum Teil sogar mit einem gewissen Hang zur Nachlässigkeit, die ihr auch später anhaftete.“

Im Zusammenhange damit erzählte die genannte Freundin folgenden kleinen charakteristischen Zug: „Ich erinnere mich, wie Sonja einmal, kurz nach unserer Bekanntschaft, während wir sehr eifrig über irgend einen Gegenstand sprachen, der uns beide ganz erfüllte (wir konnten damals überhaupt nicht anders als eifrig miteinander sprechen), die ganze Zeit sich damit beschäftigte, den Aufputz ihres linken Ärmels, der bereits etwas lose geworden, langsam abzutrennen, und nachdem sie ihn ganz und gar abgerissen hatte, warf sie ihn als etwas ganz Überflüssiges zu Boden, als wäre sie froh, ihn los zu haben.“

Nach einem halbjährigen Aufenthalte in Petersburg reisten die jungen Ehegatten im Frühjahr 1869 nach Heidelberg, Sonja, um Mathematik, ihr Mann, um Geologie zu studieren. Nachdem sie sich an der dortigen Universität immatrikuliert hatten, machten sie während der Sommerferien zusammen eine Reise nach England, wobei Sonja Gelegenheit fand, mit vielen der damals berühmtesten Persönlichkeiten: George Eliot, Darwin, Spencer, Huxley und andern\*) Bekanntschaft zu machen. In George Eliots Tagebuch, veröffentlicht in Mr. Croß' Biographie, findet sich folgende Aufzeichnung, datiert vom 5. Oktober 1869:

„Letzten Sonntag hatten wir den Besuch eines interessanten, russischen Paares — Herr und Frau Kovalevsky; sie, ein anmutiges Wesen, gewinnend bescheiden in Stimme und Rede, die in Heidelberg (zufolge besonderer Erlaubnis, durch Kirchhoff bewilligt) Mathematik studiert; er, lebenswürdig und intelligent, studiert die konkreten Wissenschaften —

\*) Sie selbst hat über diese Reise viel später in einem Briefe an das „Stockholmer Tageblatt“ berichtet.

speciell Geologie, ist im Begriffe, nach Wien zu reisen, um dort sechs Monate zu diesem Zwecke zu bleiben, und läßt seine Frau in Heidelberg zurück.“

Dieser Plan wurde indessen nicht sofort realisiert, sondern Wolbemar blieb eine Zeitlang mit seiner Frau in Heidelberg. Ihr Leben während dieser Zeit wird von jener Freundin, die ich vorhin citiert habe und die durch Sonjas Vermittlung von ihren Eltern die Erlaubnis erhalten hatte, mit ihr zusammen an der Universität zu studieren, auf folgende Weise beschrieben:

„Einige Tage nach meiner Ankunft in Heidelberg, im Oktober 1869, kehrte Sonja mit ihrem Manne von England zurück. Sie schien sehr glücklich und sehr zufrieden mit ihrer Reise. Sie war frisch, rosig, einnehmend wie das erste Mal, als ich sie sah, aber in ihren Augen war noch mehr Feuer und Glanz, sie fühlte selbst, wie sich in ihr eine neue Energie, ihre kaum begonnenen Studien fortzusetzen, entwickelte.

Dieses ernste Streben hinderte sie indes nicht, an allem möglichen anderen, selbst an den unbedeutendsten Dingen, Vergnügen zu finden. Ich erinnere mich sehr wohl unserer Promenade zu zweien, den Tag nach ihrer Ankunft. Wir machten einen weiten Streifzug durch Heidelbergs Umgebungen, und als wir auf einen ebenen Weg kamen, da begannen wir zwei jungen Frauen um die Wette zu laufen wie Kinder.

Mein Gott, mit welcher Frische schweben mir diese Erinnerungen aus der ersten Zeit unseres Universitätslebens vor! Sonja schien mir damals so glücklich, und glücklich auf eine so vornehme Art; und trotzdem, wenn sie später von ihrer Jugend sprach, geschah dies mit einem bitteren Gram, als ob sie sie ganz nutzlos vergeudet hätte.

Ich dachte da immer an diese ersten Monate in Heidelberg, ich gedachte unserer enthusiastischen Diskussionen über alle möglichen Gegenstände, ihres so poetischen Verhältnisses

zu ihrem jungen Gatten, der sie mit einer ganz und gar idealen Liebe, ohne irgend welche sinnlichen Regungen, liebte. Sie schien ihm gleicherweise zu lieben, beide waren noch der niedrigen Leidenschaft unkundig, die man so oft mit dem Namen Liebe zu benennen pflegt. Wenn ich alles dessen gedenke, so scheint es mir, daß Sonja keine Ursache hatte, sich zu beklagen, ihre Jugendzeit war wirklich von den edelsten Gefühlen und Bestrebungen erfüllt, und an ihrer Seite lebte ein Mann, der sie mit beherrschter, unterdrückter Leidenschaft zärtlich liebte. Das war die einzige Zeit, in welcher ich Sonja glücklich gesehen habe. Ein wenig später, ja schon das Jahr darauf, war es nicht mehr so.

Gleich nach unserer Ankunft begannen die Vorlesungen. Tagsüber waren wir alle drei auf der Universität, auch die Abende waren von Studien in Anspruch genommen. Unter der Woche hatten wir fast nie Zeit, Spaziergänge zu machen, nur an den Sonntagen machten wir jederzeit weite Ausflüge in Heidelbergs Umgebung; zuweilen fuhren wir nach Mannheim, um das Theater zu besuchen. Wir hatten sehr wenig Bekannte und besuchten nur ausnahmsweise jemand von den Familien der Professoren.

Sonja lenkte von Anfang an durch ihre ungewöhnliche Begabung für Mathematik die Aufmerksamkeit ihrer Lehrer auf sich.

Professor Königsberger, der berühmte Physiker Kirchhoff, bei welchem sie einen Kursus praktische Physik hörte, alle sprachen von ihr als etwas ganz Außerordentlichem. Ihr Ruf verbreitete sich in der kleinen Stadt sogar so weit, daß die Leute auf der Gasse stehen blieben, um die merkwürdige Russin zu sehen. Einmal kam sie nach Hause und erzählte mir lachend, wie ein einfaches Weib mit einem Kind an der Hand stehen geblieben sei, sie angesehen und in deutscher Sprache laut zum Kinde gesagt habe: ‚Sieh, sieh, das ist das Mädchen, was so fleißig in die Schule geht.‘ Zurückgezogen, schüchtern, beinahe verlegen in ihrem Benehmen gegen

Lehrer und Kollegen, betrat Sonja den Hörsaal nie anders als mit niedergeschlagenen oder ruhig vor sich hinblickenden Augen. Sie sprach mit ihren Kameraden nur das Unvermeidlichste während der Übungen im Seminar. Dieses Wesen gefiel den deutschen Professoren sehr gut, denn diese schätzten bei einem Weibe immer die Bescheidenheit, besonders bei einer so einnehmenden jungen Frau, die eine so abstrakte Wissenschaft, wie die Mathematik, studiert. Und diese Bescheidenheit war keineswegs affektiert, sondern im damaligen Zeitabschnitte ihres Lebens bei Sonja vollkommen natürlich. Ich erinnere mich, wie sie einmal nach Hause kam und erzählte, daß sie in einer Demonstration, die einer von den Hörern oder Professoren auf der Tafel während der Vorlesung entwickelte, einen Fehler entdeckte. Der Vortragende kam immer mehr in Verwirrung und konnte den Fehler nicht herausfinden. Sonja erzählte, wie ihr Herz klopfte, als sie sich endlich entschloß, aufzustehen und an die Tafel zu treten, um zu zeigen, wo der Fehler steckte.

Aber unser Leben zu dreien, welches so glücklich und so ausgefüllt war, da sich Herr Kovalevsky für alle Fragen, auch außer den wissenschaftlichen, so lebhaft interessierte, sollte nicht lange währen. Schon zu Anfang des Winters kamen Sonjas Schwester und ihre Freundin Ines an, beide mehrere Jahre älter als wir. Da wir sehr beschränkt wohnten, entschloß sich Kovalevsky, in eine andere Wohnung zu übersiedeln, um jenen sein Zimmer zu überlassen. Sonja besuchte ihn oft und brachte zuweilen ganze Tage bei ihm zu, auch machten sie öfters allein Spaziergänge ohne uns. Es konnte ihnen natürlicherweise nicht angenehm sein, stets so viele Damen um sich zu haben, zumal die beiden Neuankömmlingen nicht immer besonders liebenswürdig gegen Kovalevsky waren. Sie hatten ihre eigenen Ideen und meinten, nachdem die Ehe jedenfalls nur eine Fiktion sei, dürfe Kovalevsky nicht trachten, ihrem Verhältnisse einen mehr vertraulichen Charakter aufzudrängen. Diese Einmischung von ihrer Seite

verursachte verschiedene kleine Unbehaglichkeiten und störte das gute Verhältniß, das bisher in unserem kleinen Kreise geherrscht hatte.

Nachdem man ein Semester auf diese Weise zugebracht hatte, beschloß auch Kovalevsky, Heidelberg, wo er sich nicht länger wohl fühlte, zu verlassen, und begab sich zuerst nach Jena, später nach München. Hier lebte er ausschließlich seinen Studien. Er war reich begabt, überaus fleißig und anspruchslos in seinen Gewohnheiten, ohne jegliches Bedürfnis nach Zerstreuung. Sonja sagte oft, er brauche nichts weiter als ein Buch und ein Glas Thee, um sich vollkommen befriedigt zu fühlen. Indes lag gerade hierin etwas für Sonja Verlegendes. Sie begann auf seine Studien eifriger zu werden, da sie gewahrte, daß diese ihm ihre Gesellschaft zu ersetzen schienen. Wir reisten mehrmals mit ihr und besuchten ihn, und zeitweilig machten sie beide zusammen Reisen, woran Sonja jederzeit großen Gefallen fand. Aber sie konnte sich nicht darein finden, im übrigen von ihm getrennt zu leben, und begann ihn jetzt mit fortwährenden Anforderungen zu bestürmen. Sie könne nicht allein reisen, sondern er solle kommen, sie holen und sie begleiten, wohin sie wolle; während er am meisten von seinen Studien in Anspruch genommen war, sollte er für sie Kommissionen besorgen und ihr alle diese kleinen Dienste erweisen, die er bisher stets aus eigenem Antriebe und auf eine so lebenswürdige Weise übernommen hatte, die ihn aber jetzt zu stören schienen, seitdem er so ganz von seiner Wissenschaft absorbiert wurde.“

Als Sonja in späteren Jahren mit mir über ihr vergangenes Leben sprach, war ihre bitterste Klage immer diese: „Niemand hat mich jemals wirklich geliebt.“ — Und wenn ich einwendete: „Aber dein Mann liebte dich ja so sehr,“ sagte sie immer: „Er liebte mich nur, wenn er bei mir war, aber er konnte sich so ausgezeichnet darein finden, getrennt von mir zu leben.“

Die Erklärung dafür, daß er zu jener Zeit und wie die Verhältnisse damals waren, es vorzog, nicht beständig in ihrer Nähe zu leben, scheint mir doch ziemlich einfach. Aber Sonja betrachtete dies nicht so, sie hatte immer, von ihrer Kindheit bis zu ihren letzten Lebensjahren, eine eigentümliche Vorliebe für ungewöhnliche und zugespitzte Verhältnisse. Sie wollte besitzen, ohne sich besitzen zu lassen. Ich glaube, hierin steckt ein großer Teil der Tragödie ihres ganzen Lebens.

Ich werde mir erlauben, noch einige Aufzeichnungen ihrer Freundin und Studienkameradin aus jener Zeit zu citieren, welche beweisen, wie schon während der frühesten Jugendjahre die Eigentümlichkeiten ihres Charakters entwickelt waren, welche den tiefsten Grund all ihrer Seelenkämpfe und Leiden bildeten, die später an ihrem ganzen Leben nagten.

„Sie war außerordentlich energisch. Wenn sie sich einmal ein Ziel gesteckt hatte, konnte sie nichts abhalten, demselben in jeder möglichen Weise zuzustreben, und sie erreichte dadurch jederzeit, was sie wollte, ausgenommen, wenn es sich um Gefühle handelte, wobei sie, eigentümlich genug, ihr scharfes Urteil gänzlich verlor. Sie forderte stets zu viel von denen, die sie liebten und die sie selbst liebte, und sie hatte eine Art, gleichsam mit Gewalt das erzwingen zu wollen, was man ihr so gerne freiwillig gegeben, wenn sie es nicht so leidenschaftlich gefordert hätte. Sie hatte immer ein grenzenloses Bedürfnis nach Zärtlichkeit und Vertraulichkeit, sie bedurfte jemand, der beständig an ihrer Seite war, der alles mit ihr teilte; aber sie machte doch allzeit dem das Leben schwer, der solcherweise mit ihr lebte. Auch war sie selbst viel zu unruhig und unharmonisch in ihrem Wesen, um sich lange mit diesem innigen Zusammenleben begnügen zu können, das sie doch jederzeit begehrte. Und sie war viel zu subjektiv, um auf die Individualität des andern genügend Rücksicht zu nehmen. Kovalevsky seinerseits war auch eine äußerst unruhige Natur, immer voll neuer Pläne und Ideen; Gott weiß, ob diese zwei Menschen, beide in so seltenem

Grade begabt, jemals unter irgend welchen Verhältnissen für längere Zeit wirklich glücklich hätten zusammen leben können!"

Sonja blieb zwei Semester, bis Herbst 1870, in Heidelberg und begab sich dann nach Berlin, um unter Leitung Professor Weierstraß' ihre Studien fortzusetzen. Ihr Mann hatte sich inzwischen in Jena den Doktorgrad erworben, auf Grund einer Abhandlung, die große Aufmerksamkeit erweckte und ihm bereits einen Namen als selbständigen und bedeutenden Forscher verschaffte.

### III.

Studienjahre bei Weierstraß. — Besuch in Paris während der Commune.

Professor Weierstraß sah eines Tages mit einer gewissen Verwunderung eine etwas verlegene Studentin vor sich stehen, die ihn bat, sie als seine Schülerin in der Mathematik anzunehmen. Die Universität Berlin war Damen verschlossen und ist es noch heutzutage, aber Sonjas lebhafter Wunsch, bei ihren Studien die Anleitung des Mannes zu genießen, der allgemein als der Vater der modernen mathematischen Analyse bezeichnet wurde, vermochte sie, sich an ihn mit der Bitte um Privatunterricht zu wenden. Professor Weierstraß betrachtete die unbekannte Studentin mit einem gewissen Mißtrauen. Er versprach, sie zu prüfen, und gab ihr einige der Aufgaben zu lösen, die er für das mathematische Seminar aufgestellt hatte, woselbst die Übungen für die vorgeschrittenen Schüler bestimmt waren. Er war überzeugt, daß sie damit nicht zustande kommen werde und dachte gar nicht weiter an sie, um so mehr, als ihr Außeres bei dem ersten Besuche gar keinen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Unvoretheilhaft gekleidet war sie damals immer und überdies trug sie bei jenem Anlasse einen Hut, der ihr Gesicht völlig verdeckte und für eine alte Tante gepaßt hätte, weshalb Professor Weierstraß nach dem, was er mir selbst von jenem

ersten Besuch erzählt hat, gar keine Ahnung hatte, weder von ihrer Jugend, noch von ihrem so ungewöhnlich beseelten Gesichtsausdruck, der sonst alle vom ersten Augenblick an zu ihrem Vorteil zu stimmen pflegte.

Eine Woche später kam sie wieder zu ihm und sagte, daß sie alle Aufgaben gelöst habe. Er glaubte ihr nicht, lud sie aber ein, neben ihm Platz zu nehmen und begann dann ihre Auflösungen Punkt für Punkt durchzugehen. Zu seiner großen Verwunderung war alles nicht nur richtig, sondern auch besonders scharfsinnig und sehr durchdacht. Jetzt nahm sie im Eifer den Hut ab und das kurzgelockte Haar wurde sichtbar; vor Freude über seine Anerkennung rötete sich ihr Angesicht und der bereits an Jahren vorgerückte Professor fühlte eine warme Regung väterlicher Teilnahme für diese noch kaum erwachsene junge Frau, welche die Divinationsgabe des Genies in einem Grade besaß, den er bei seinen männlichen, schon ganz reifen Schülern fast nie gefunden hatte.

Und von dieser Stunde an war der große Mathematiker ihr Freund fürs Leben, der treueste, am meisten beschützende und stützende Freund, den sie sich nur jemals hätte wünschen können. Und in seiner Familie wurde sie als Tochter und Schwester aufgenommen.

Vier Jahre gingen jetzt ihre Studien unter Weierstraß' Leitung fort und diese wurden von entscheidender Bedeutung für ihre ganze zukünftige wissenschaftliche Produktion. Diese bewegte sich nämlich immer in der von Weierstraß angegebenen Richtung. Alle ihre wissenschaftlichen Arbeiten sind Anwendungen oder Entwicklungen der Sätze des Meisters.

Die Lektionen wurden in der Weise abgehalten, daß Weierstraß sie einmal in der Woche besuchte und sie an den Sonntagen abends zu ihm kam. Ihr Mann war ihr nach Berlin gefolgt, ließ sie dort später mit ihrer Kollegin aus Heidelberg allein, kam aber dann und wann, sie zu besuchen. Das Verhältnis zwischen beiden war immer sehr eigentümlich und erweckte eine gewisse Verwunderung im Weierstraß-

sehen Hause, wo der Mann, trotz des vertraulichen Fußes, auf welchem seine Frau mit allen Mitgliedern desselben stand, sich niemals zeigte. Sonja nannte nie seinen Namen und stellte ihn Weierstraß nie vor; aber an den Sonntagsabenden, nachdem die Lektion zu Ende war, kam er, zog an der Hausglocke und sagte zu dem Dienstmädchen, das ihm öffnete: „Sagen Sie Frau Kovalevsky, daß ein Wagen vor der Thür auf sie wartet.“ — Sonja hatte sich durch das Absonderliche in ihrem Verhältnisse zu einander stets beengt gefühlt. Einer der Professoren in Heidelberg hat auch erzählt, daß, als er einmal bei einem Besuche Kovalevsky bei ihr traf, sie ihn als „einen Verwandten“ vorstellte.

Ihre Freundin berichtet von ihrem Leben in Berlin:

„Unser Leben in Berlin war noch einförmiger und einsiedlerischer als in Heidelberg. Wir wohnten ganz allein. Sonja saß den ganzen Tag über ihren Berechnungen; ich war im Laboratorium bis abends. An den Abenden, nachdem wir in Eile gegessen, setzten wir uns neuerdings zur Arbeit. Außer Professor Weierstraß, der öfter kam, sahen wir nie einen Menschen innerhalb unserer vier Wände. Sonja war herabgestimmt; nichts schien ihr Freude zu machen, alles außer ihren Studien war ihr gleichgültig. Die Besuche ihres Mannes frischten sie immer etwas auf, aber die Freude über ihr Beisammensein wurde doch immer durch Mißverständnisse oder Vorwürfe getrübt, obschon sie stets sehr aneinander zu hängen schienen. Sie machten immer weite, einsame Spaziergänge miteinander.

Wenn Sonja mit mir allein war, wollte sie aber nicht vor die Thür, weder um spazieren oder ins Theater zu gehen, noch auch, um die notwendigsten Einkäufe zu machen.

Zu Weihnachten waren wir bei Weierstraß geladen, welcher einzig und allein für uns einen Weihnachtsbaum hatte schmücken lassen. Sonja bedurfte unbedingt eines Kleides, wollte aber durchaus nicht ausgehen, es zu kaufen. Wir wurden beinahe uneins um dieser Geschichte willen. Ich

wollte nicht darauf eingehen, das Kleid allein zu kaufen. (Wäre ihr Mann zugegen gewesen, so hätte dies allem abgeholfen; denn er pflegte für alle ihre Bedürfnisse zu sorgen und sowohl die Stoffe, als die Façon ihrer Kleider zu wählen.) Schließlich verfiel sie darauf, durch ihre Wirtin den Stoff kaufen und das Kleid bestellen zu lassen, ohne daß sie selbst vor die Thür ging.

Ihre Fähigkeit, Stunde für Stunde bei der aufstrengendsten Gedankenarbeit auszuhalten, ohne nur ein einziges Mal vom Schreibtisch aufzustehen, war wirklich etwas ganz Außerordentliches. Und wenn sie abends nach der Arbeit eines ganzen Tages endlich das Papier von sich schob und aufstand, war sie oft von ihrem eigenen Gedankengang so absorbiert, daß sie im Zimmer auf und ab zu wandern begann, mit so schnellen Schritten, daß sie schließlich beinahe lief, während sie laut mit sich selbst sprach, zuweilen auch in Lachen ausbrach. In solchen Augenblicken schien sie ganz und gar der Erde entrückt und auf den Schwingen der Phantasie weit weg von der Wirklichkeit getragen. Niemals wollte sie bekennen, woran sie in solchen Augenblicken dachte.

Nachts schlief sie sehr wenig und nie ruhig. Zuweilen fuhr sie heftig aus dem Schlafe auf, der durch einen phantastischen Traum gestört wurde, und bat mich dann oft, bei ihr wach zu bleiben. Gerne erzählte sie ihre Träume, welche immer eigentümlich und interessant waren. Sie hatten oft den Charakter von Visionen, welchen sie eine prophetische Bedeutung zuschrieb, die in der That oft bewahrheitet wurde. Im ganzen hatte sie ein im höchsten Grade nervöses Temperament. Niemals ruhig, sich stets ein schwer zu erreichendes Ziel steckend, begehrte sie immer leidenschaftlich den Erfolg, aber dessenungeachtet habe ich sie nie so herabgestimmt gesehen, als wenn sie eines der Ziele, dem sie nachgestrebt, erreicht hatte. Die Wirklichkeit schien immer so wenig ihrer Vorstellung zu entsprechen. Während sie sich um ein vorgestecktes Ziel abmühte, war sie zuweilen für andere nicht

sehr angenehm, denn ihr Streben war allzu leidenschaftlich; wenn man sie aber dann so tief niedergeschlagen und unglücklich mitten in ihrem Erfolge sah, erweckte sie unwillkürlich die tiefste Theilnahme. Dieser beständige Wechsel von Licht und Schatten in ihrem Wesen machte sie jederzeit so interessant. Inzwischen war unser Leben in Berlin in schlechter Wohnung, schlechter Luft und mit schlechter Nahrung, bei unablässig übertriebener, erschöpfender Arbeit und keiner Zerstreuung, im ganzen so wenig freudenvoll, daß ich oft nach Heidelberg auf die erste Zeit unseres Aufenthaltes wie auf ein verlorenes Paradies zurückblickte. Auch war Sonja, als sie im Herbst 1874 ihr Doctorat gemacht hatte, an Körper und Geist so erschöpft, daß sie sich später, nach ihrer Heimkehr nach Rußland, für lange Zeit zu jeder Arbeit vollständig unfähig fühlte.“

Diesen Mangel an Freude während der Arbeit, von dem hier gesprochen wird, hatte Sonja immer, wenn sie mit wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt war. Sie ging immer bis zu jenem Uebermaß, das sie außer Stand setzte, nicht bloß vom Leben, sondern auch von der Arbeit selbst irgend etwas zu genießen; der Gedanke wurde ihr Tyrann anstatt ihr Diener, und keine Freude am Schaffen gab es bei ihr in solchen Zeiten.

Ganz verschieden erging es ihr bei ihren späteren literarischen Arbeiten; diese machten ihr die größte Freude und versetzten sie in die gehobenste Stimmung.

Außer der übertriebenen Arbeit trugen noch manche andere Verhältnisse dazu bei, ihre Studienjahre in Berlin so wenig glücklich zu machen.

Vor allem das Verhältniß zu ihrem Manne, das Gefühl des Seltsamen in ihrer gegenseitigen Stellung, welches jetzt durch die Einmischung der Eltern noch peinlicher geworden war.

Diese, welche während der Ferien die Tochter mehrmals besuchten und auch mit sich nach Rußland nahmen, waren

dem wirklichen Verhältnisse allmählich auf den Grund gekommen und warfen ihr ihre Haltung dem Manne gegenüber vor; auch suchten sie eine Annäherung beider Zustände zu bringen, der sich aber Sonja stets widersetzte.

Weiters war auch sie selbst mit ihrem allzu isolierten Leben unzufrieden. Schon damals begann ihre brennende Lebenslust, die sie später förmlich verzehrte. Sie war in ihrem innersten Wesen so wenig als möglich der weibliche Pedant, den ihre Lebensführung hätte vermuten lassen können, aber Schüchternheit, unpraktisches Wesen, das Gefühl des Absonderlichen in ihren persönlichen Verhältnissen, die Furcht, sich in ihrer vereinsamten Stellung zu kompromittieren: dies alles trug dazu bei, daß sie in jener äußersten Isolierung verharrte, welche sie später lebhaft beklagte, wenn sie von ihrer Jugend sprach.

Das unpraktische Wesen beider Freundinnen war auch viel daran schuld, daß ihnen das rein materielle Leben unbehaglich wurde. Sie gerieten stets auf die schlechtesten Wohnungen, die ärgsten Dienstboten, das elendeste Essen. Einmal fielen sie einer ganzen Diebsbande in die Hände, die sie systematisch ausplünderte. Sie hatten entdeckt, daß ein Dienstmädchen, welches sie eine Zeitlang gehabt, sie bestohlen hatte. Als sie ihr das vorhielten, wurde sie unverschämt, so daß sie ihr kurzweg die Thür weisen mußten. Denselben Abend, als sie allein in ihrem Zimmer saßen und nicht wußten, wer ihnen die Betten für diese Nacht machen sollte, klopfte jemand an ihrem Fenster. Sie wohnten nämlich ebenerdig. Sie sahen hinaus und gewahrten ein fremdes Frauengesicht an der Fensterscheibe.

Erschrocken fragten sie, was das Weib wolle, und dieses antwortete, es wünsche bei ihnen in den Dienst zu treten. Das Weib machte auf beide einen höchst unbehaglichen Eindruck, aber ihr unpraktisches Wesen und ihre Hilflosigkeit war so groß, daß sie das Auerbieten annahmen, obschon bebenden Herzens. Das Weib terrorisierte und bestahl sie

später in solchem Grade, daß sie desselben nur mit Hilfe der Polizei los werden konnten.

Sonja war übrigens für die materiellen Seiten des Lebens sehr unempfindlich und bemerkte kaum, ob die Speise, die sie zu sich nahm, gut oder schlecht, ihr Zimmer aufgeräumt oder nicht, ihr Kleid ganz oder zerrissen war. Erst bei schwereren Krisen störten sie die materiellen Kalamitäten; diese traten aber ziemlich häufig ein, wenn sie keine praktische Hilfe zur Seite hatte.

Im Januar 1871 mußte Sonja ihre eben erst bei Weierstraß begonnenen Studien unterbrechen, um eine höchst abenteuerliche Reise zu unternehmen.

Anjuta, die des einförmigen Lebens in Heidelberg bald müde geworden, hatte sich ohne Erlaubnis der Eltern nach Paris begeben. Sie wollte sich als Schriftstellerin ausbilden und fand deshalb kein Interesse daran, in einem Studierzimmer mit Sonja eingesperrt zu leben; sie wollte das Leben, die Theater studieren, sich in einem litterarischen Centrum befinden. Und einmal dem elterlichen Joche entschlüpfte, ging sie kühn ihre eigenen Wege. Da es unmöglich war, dem Vater brieflich mitzuteilen, daß sie sich in Paris aufhielt, ließ sie sich von ihrem leidenschaftlichen Verlangen, ein Leben auf eigene Faust führen zu können, zu einem Betrug gegenüber verleiten. Sie schrieb ihm durch Vermittlung Sonjas, so daß ihre Briefe immer denselben Poststempel wie die Sonjas trugen.

Zuerst hatte sie nur einen kurzen Ausflug nach Paris beabsichtigt und ihr Gewissen damit beschwichtigt, daß sie später alles mündlich berichten werde. Aber die Verhältnisse, in welche sie dort geriet, fesselten sie bald so stark, daß sie sich nicht mehr losreißen konnte. Und mit jedem Tage wurde es ihr schwerer, den Eltern die Wahrheit mitzuteilen.

Sie hatte mit einem jungen Franzosen, der später einer der Führer unter der Kommune wurde, eine Verbindung

geschlossen und befand sich jetzt während der ganzen Belagerung in Paris cerniert.

Sonja, in höchster Unruhe über das Schicksal der Schwester und von der Verantwortung, die auf ihr lastete, gedrückt, da sie die heimliche Reise jener unterstützt hatte, beschloß, sofort nach Aufhebung der Belagerung mit ihrem Manne in Paris einzudringen, um Anjuta aufzusuchen.

Wenn Sonja in späteren Jahren von dieser Reise erzählte, konnte sie sich kaum selbst Rechenschaft geben, wie es ihnen gelungen, mitten durch die deutschen Truppen in die Stadt einzudringen. Sie wanderten zu Fuß längs der Seine, bis sie ein verlassenes Boot entdeckten, das auf den Strand gezogen war. Dessen bemächtigten sie sich sofort und ruderten weg; aber kaum waren sie ein paar Klaster vom Ufer entfernt, als eine Wache sie gewahr wurde und anrief. Sie ruderten aus allen Kräften, ohne zu antworten, und Gott weiß, durch welche Versäumnis oder welche Lässigkeit es ihnen glückte, zu entkommen und das andere Ufer zu erreichen, worauf sie sich unbemerkt in Paris selbst einschmuggelten, wo die solcherweise Zusammengetroffenen sich beim ersten Ausbruch der Kommune befanden.

Sonja hatte in späteren Jahren die Absicht, einige ihrer Erinnerungen aus dieser Zeit zu veröffentlichen, ein Plan, der leider mit ihr ins Grab ging, gleich wie so viele andere. Sie wollte unter anderem eine Novelle schreiben, unter dem Titel: „Die Schwestern Kisevsky während der Kommune.“ Darin hatte sie beabsichtigt, eine Nacht auf einer Ambulanz zu schildern, wo sie und Anjuta Dienst thaten und mit mehreren jungen Mädchen aus ihrem früheren Freundeskreise in Petersburg zusammentrafen. Während die Bomben um sie her sausten und unaufhörlich neue Verwundete hereingetragen wurden, sprachen die Damen flüsternd von ihren gemeinsamen Erinnerungen an ein Leben, welches dem gegenwärtigen und der Umgebung, in welche sie jetzt hineingeworfen worden waren, so ungleich war, daß es ihnen wie ein Traum schien.

Und als einen Traum, eine Feerie betrachtete Sonja alle die wunderbaren Erscheinungen um sich her während dieser Zeit. Sie war noch in dem Alter, in welchem packende und welthistorische Ereignisse denselben Eindruck machen, wie ein spannender Roman. Sie sah die Bomben um sich her fallen, ohne eine Regung von Furcht, nur mit einem wohligen Herzklopfen und einer inneren Freude darüber, mitten in diesem Drama leben zu können. — Für die Schwester konnte sie diesmal nichts thun. Anjuta nahm leidenschaftlichen Anteil an der politischen Bewegung und begehrte nichts anderes, als gemeinsam mit dem Manne, an welchen sie ihr Geschick für immer geknüpft hatte, ihr Leben riskieren zu können.

Das Ehepaar Kovalevsky verließ demnach binnen kurzem wieder Paris und Sonja nahm ihre Studien in Berlin wieder auf.

Aber nach der Unterdrückung der Kommune wurde sie aufs neue nach Paris gerufen, diesmal von der Schwester selbst, welche sie jetzt um ihre Vermittlung beim Vater anflehte, auf daß ihr dieser ihren an ihm verübten Betrug verzeihe und seinen Einfluß geltend mache, um ihr aus der verzweifelten Lage zu helfen, in welche sie geraten war. Mr. K. war gefänglich eingezogen und zum Tode verurtheilt worden.

Wenn man sich des Bildes erinnert, das Sonja selbst in ihren Jugenderinnerungen von ihrem Vater entworfen hat, so kann man sich leicht vorstellen, welch furchtbarer Schlag es für ihn gewesen sein mußte, als er plötzlich die ganze grausame Wahrheit zu wissen bekam: wie ihn seine eigenen Kinder getäuscht hatten, und wie seine älteste Tochter ihre eigenen Wege in einer Weise gegangen war, die alle seine Gefühle und Grundsätze tief verletzen mußte. Wenige Jahre vorher war er ja vor Gram und Erbitterung über die Entdeckung, daß Anjuta heimlich Novellen schrieb und hierfür Honorar annahm, so sehr außer sich geraten, daß er ausrief: „Jetzt verkaufst du deine Arbeit, aber ich bin

gar nicht sicher, daß du dich nicht eines schönen Tages noch selbst verkauffst!”

Merkwürdig genug war er doch jetzt, da ihm seine Tochter ein soviel ernsteres Leid bereitet hatte, weit milder. Er und seine Frau reisten sofort nach Paris in Begleitung Sonjas und ihres Mannes, und beim Wiedersehen der verirrtten Tochter legte er soviel Güte und Nachsicht an den Tag, daß seine beiden Töchter, die fühlten, daß sie alles andere eher verdient hätten, sich von dieser Stunde an mit einer Innigkeit wie nie zuvor an ihn angeschlossen.

Leider kann ich nur ganz anekdotenmäßig von jener tief erregten Zeit berichten.

General Krufovsky hatte mit Thiers Verbindungen und wandte sich deshalb an diesen, um die Begnadigung seines zukünftigen Schwiegersohnes zu erwirken.

Thiers sagte, er könne nichts thun, aber im Verlaufe der Unterredung äußerte er wie zufällig, daß die Gefangenen, unter welchen sich Mr. J. befand, am folgenden Tage in ein anderes Gefängnis transportiert werden sollten. Sie sollten dabei ein Ausstellungsgebäude passieren, wo es zu jener Tageszeit immer sehr viele Leute gab. Dort fand sich denn auch Anjuta ein, mischte sich unter die Volksmasse, und in dem Augenblick, als die Gefangenen vorüberkamen, schlüpfte sie unbemerkt zwischen den Soldaten der Bedeckung durch, nahm Mr. J. unter dem Arm und verschwand mit ihm im Ausstellungsgebäude, woraus sie durch eine andere Thür entflohen und glücklich die Eisenbahnstation erreichten.

Diese Geschichte klingt phantastisch und scheint beinahe unglaublich, aber ich habe es doch nicht unterlassen können, sie aufzuzeichnen, sowie ich und mehrere andere von Sonjas Freunden sich derselben erinnern.

Wie bitter beklagt man oft nach jemand's Tod, daß man sich nicht das unbedeutendste Wort desselben besser gemerkt, nicht alles Merkwürdige, das man aus seinem Munde vernommen, aufgezeichnet hat! Ich habe in diesem Falle um

so mehr Ursache, diese Versäumnis zu bereuen, als Sonja so oft zu mir sagte: „Du sollst meine Lebensgeschichte schreiben, wenn ich tot bin.“

Aber wer denkt in solchen Augenblicken vertraulicher Unterhaltung daran, daß der Tag wirklich kommen kann, an welchem wir allein, mit der bloßen Erinnerung an das Band, das uns mit dem Dahingegangenen verknüpfte, zurückbleiben? Wer denkt nicht vielmehr an den morgigen Tag, der natürlicherweise reichlich Anlaß geben wird, die Lücken auszufüllen, welche während der rhapsodischen und regellosen Gedankensprünge eines lebhaften Gespräches entstehen?

Im Jahre 1874 wurde Sonja in Göttingen zum Doktor promoviert, und zwar auf Grund dreier Abhandlungen, welche sie unter Weierstraß' Anleitung verfaßt hatte, und worunter namentlich die eine: „Zur Theorie der partiellen Differentialgleichungen“ („Crelles Journal“, Bd. 80), welche auch als Doktordissertation separat veröffentlicht wurde, zu den merkwürdigsten Arbeiten gerechnet wird, die sie jemals erscheinen ließ. Infolge besonderen Dispenses wurde sie der Verpflichtung enthoben, das mündliche Examen abzulegen.

In nachstehendem Schreiben an den Dekan der philosophischen Fakultät in Göttingen entwickelt sie die für sie ganz charakteristischen Motive ihres Ansuchens um diesen Dispens, der sonst nur in den seltensten Fällen bewilligt zu werden pflegt:

„Euer Spektabilität wolle mir gütigst gestatten, noch einige Bemerkungen dem Gesuche beizufügen, in welchem ich mich vorstelle, um den philosophischen Doktorgrad zu erhalten.

Es ist mir nicht leicht gewesen, mich zu einem Schritte zu entschließen, welcher mich zwingt, aus der Zurückgezogenheit zu treten, worin ich bisher gelebt habe; und nur mein Wunsch, mir nahestehende Personen zufrieden zu stellen, von welchen richtig beurteilt zu werden, mir am Herzen liegt, und ihnen einen unumstößlichen Beweis zu geben, daß es mit meinen ausschließlich aus Neigung unternommenen mathe-

mathematischen Studien Ernst gewesen ist, sowie daß diese nicht ohne Resultat geblieben sind, hat mich bewogen, meine Bedenkslichkeiten zu überwinden.

Dazu kommt, daß man mir gesagt hat, daß ich als Ausländerin von Ihrer Fakultät in absentia promoviert werden könnte, wenn ich nur genügend bedeutende Arbeiten und günstige Zeugnisse kompetenter Persönlichkeiten über meine Studien vorlegte.

In der That — ich hoffe, Euer Spektabilität wird nicht mißverstehen, wenn ich offen bekenne, daß ich nicht weiß, ob ich die notwendige Sicherheit für ein Examen rigorosum besitzen würde; ich fürchte im Gegenteil, daß das Ungewöhnliche in meiner Lage, wenn ich genötigt werden sollte, mir persönlich unbekannten Männern Rede und Antwort zu stehen, peinlich und verwirrend auf mich einwirken würde, wie überzeugt ich auch bin, daß die Herren Examinatoren mir wohlwollend entgegenkommen würden.

Dazu kommt noch, daß ich die deutsche Sprache nur sehr unvollkommen beherrsche, wenn es darauf ankommt, mich mündlich auszudrücken, obschon ich gewohnt bin, dieselbe beim mathematischen Denken und Schreiben anzuwenden, wenn ich genügend Zeit zum Überlegen habe. Diese meine geringe Fertigkeit, deutsch zu sprechen, leitet sich davon her, daß ich, die erst vor circa fünf Jahren diese Sprache zu lernen begann, während der vier Jahre, die ich in Berlin zugebracht, ganz und gar allein lebte und nur bei den Stunden, die mein verehrter Lehrer mir widmete, Gelegenheit hatte, sie zu hören und zu sprechen. Aus diesen Gründen wage ich Euer Spektabilität zu bitten, mir gütigst zu erwirken, daß ich von dem Examen rigorosum befreit werde.“

Dieses Gesuch oder wohl vornehmlich das große Verdienst der vorgelegten Arbeiten und die beigefügten ausgezeichneten Empfehlungen verschafften Sonja wirklich die seltene Bevorzugung, zum Doktor promoviert zu werden, ohne

sich persönlich vorzustellen. Kurz darauf war die ganze Familie Krufovsky wieder auf dem alten Herrensitze Palibino beisammen.

#### IV.

#### Aus dem russischen Leben.

Wie verschieden von Sonjas Schilderung ihrer Jugendzeit war doch diese Familie jetzt zusammengesetzt! Anstatt zweier Mädchen, welche träumend von der fremden Welt einhergingen, deren sie völlig unfundig waren, gab es jetzt zwei sehr entwickelte Frauen, deren jede auf eigene Faust das Leben probiert hatte, die hier zusammentrafen. Und was sie erlebt, war gewiß dem ziemlich ungleich, was sie geträumt hatten, aber doch inhaltsreich genug, um Stoff zu langen Gesprächen beim warmen Ofen in dem großen Salon mit den roten Damastmöbeln zu geben, während der Samowar auf dem Theetische summt und die Wölfe ihr nächtliches Hungerkonzert in der Umgebung des einsamen Parkes anstimmen. Die Außenwelt erschien in ihren Gedanken nicht mehr so unermesslich; denn sie hatten sie gesehen und ihre Proportionen gemessen. Die eine, Anjuta, hatte ein genügend bewegtes Leben geführt, um ihre Sehnsucht nach starken Gemütsbewegungen gestillt zu haben. Sie war leidenschaftlich in den Mann verliebt, der da in dem roten Lehnstuhle mit einem ermüdeten, etwas satirischen Gesichtsausdrucke an ihrer Seite saß, so leidenschaftlich und eifersüchtig verliebt, daß ihr Leben noch fortwährend spannend genug war, um ihr in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig zu lassen. Die jüngere Schwester hingegen hatte bisher nur mit dem Kopfe gelebt, aber ihren Wissensdurst so reichlich befriedigen können, daß sie jetzt gewissermaßen übersatt und förmlich nicht mehr imstande war, mit dem Gehirn zu arbeiten. Sie brachte ihre Zeit mit Romanlesen, Kartenspielen und der Theilnahme an dem ziemlich inhaltslosen Umgange mit den Nachbarn zu.

Was Sonja während dieser Zeit am meisten freute, war die Veränderung, welche mit ihrem Vater vorgegangen war. Er gehörte, sowie Sonja selbst zu den Menschen, welche mittelst der Intelligenz und Reflexion ihren Charakter zu entwickeln und zu modifizieren vermögen, und die Rauheit und der Despotismus, bisher immer hervorstechende Züge an ihm, waren jetzt angesichts der unleugbar sehr harten Prüfungen, denen ihn seine Töchter unterworfen hatten, bedeutend gemildert worden. Er hatte einsehen gelernt, daß niemand die Macht über die Gemüther anderer, nicht einmal über die seiner eigenen Kinder, erzwingen kann, auf welche er in seinen kräftigen Jahren Anspruch gemacht hatte. Deshalb duldete er jetzt mit einer bei ihm unerhörten Toleranz die radikalen und staatsumwälzenden Ansichten, die von seinem Schwiegersohne, dem vormaligen Kommunar, geäußert wurden, ebenso, wie die materialistischen Tendenzen, welche sein zweiter Schwiegersohn, der Naturforscher, kundgab.

Dies war die schönste Erinnerung, welche Sonja von ihrem Vater besaß, und sie wurde ihrer Seele um so stärker eingeprägt, als dieser Winter sein letzter war. Ein Herzleiden machte seinem Leben ein jähes und unerwartetes Ende.

Dieser Schlag traf Sonja sehr schwer. Sie hatte sich während der letzten Zeit so innig an den Vater angeschlossen und überdies hatte sie ihn immer mehr als die Mutter geliebt. Diese war eine von jenen mehr oberflächlichen, gewinnenden Naturen, welche jedermann gerne sieht und die mit allen gut ist, mit welcher aber Sonja, eben infolgedessen, sich weniger befreundet fühlte.

Nach dem Tode ihres Vaters fühlte sich Sonja schrecklich vereinsamt. Anjuta hatte ja ihren Mann, an dessen Brust sie all ihr Leid ausweinte, Sonja aber hatte niemand, dem sie sich ganz anschließen konnte. Den Mann, der nichts inniger gewünscht hätte, als ihr Trost und Stütze sein zu können, hatte sie ja immer in künstlichem Abstand von sich gehalten. Jetzt schien ihr dieses Verhältniß plötz-

lich peinlicher und seltsamer als je; ihre Sehnsucht nach Zärtlichkeit gewann die Oberhand über alle vorgefaßten Meinungen, und so weihete sie sich denn ganz verborgen in dem stillen Trauerhause völlig ihrem Manne.

Nächsten Winter übersiedelte die ganze Familie nach Petersburg. Hier fand sich Sonja bald als Mittelpunkt eines an Intelligenz und geistiger Rührigkeit ausgesuchten Kreises, wie man solchen in der Welt außerhalb Rußlands Hauptstadt kaum finden dürfte. Denn daß wirklich aufgeklärte und freisinnige Russen an Vielseitigkeit, Vorurteilslosigkeit, umfassender Geistesbildung alle anderen Nationen übertreffen, das war nicht bloß Sonjas Erfahrung, sondern wird von allen anerkannt, die sich in solchen Kreisen bewegt haben. Sie sind weitaus die Vorgeschriftsten in Europa, die Ersten, einen neuen Gesichtspunkt am Horizont zu entdecken, und mit dieser beinahe unerhörten geistigen Gewecktheit vereinigen sie einen Enthusiasmus, einen Glauben an ihre Ideale, wie wohl keine zweite Nation.

Und in einem solchen Kreise sah sich jetzt Sonja verstanden und bewundert. Für sie, die sich jetzt in der vollsten Blüte ihrer Jugend befand und die fünf ganze Jahre in die ernstesten Studien vertieft zugebracht hatte, ohne sich die geringste Zerstreuung zu gönnen, lag in diesem Umschlage etwas Berückendes. Der Reiz des Lebens bekam über sie Gewalt, alle ihre glänzendsten Gaben wurden mit einem Schlage entwickelt, und eifrig stürzte sie sich in den brausenden Wirbel dieses geistreichen Lebensgenusses mit Festen, Theater, Vorlesungen, Besuchen, Schlittenpartien und anderen Vergnügungen verschiedener Art.

Da der Kreis, in welchem sie sich jetzt befand, mehr litterarische als wissenschaftliche Interessen verfolgte, wurde sie durch ihr Bedürfnis nach geistiger Sympathie, das stets so stark bei ihr war, jetzt auch in die litterarische Strömung hineingezogen. Sie schrieb Zeitungsartikel, Gedichte, Theaterrecensionen, alles anonym, sowie auch einen Roman: „Der

Privatdocent“, eine Schilderung aus einer kleinen deutschen Universitätsstadt, die als vielversprechend angesehen wurde.

Anjuta, die sich mit ihrem Manne während dieser Jahre ebenfalls in Petersburg befand, trat mit vollem Eifer und großem Erfolg als Schriftstellerin auf. Woldemar Kovalevsky beschäftigte sich vornehmlich mit Übersetzung und Veröffentlichung einer Anzahl populär-wissenschaftlicher Werke, so des berühmten Buches: „Die Vögel“ von Brehm.

Das Vermögen, welches Sonja von ihrem Vater geerbt hatte, war damals ganz unbedeutend, da derselbe fast alles seiner Frau vermacht hatte. Das Leben aber, in das sie jetzt eintrat, forderte mit Notwendigkeit einen gewissen Luxus in der Lebensweise. Dadurch entstand vielleicht zuerst die Idee bei ihr, sich in Spekulationen einzulassen. Woldemar, persönlich gegen allen Luxus vollkommen gleichgültig, ließ sich doch von seiner lebhaften und leichtentzündeten Phantasie bald in diese Ideen hineinziehen und jetzt begann ein ökonomisches Unternehmen dem andern zu folgen.

Sie bauten Häuser in Petersburg, eine Badeanstalt, eine Orangerie, sie gründeten Zeitungen, sie lancierten neue Erfindungen verschiedener Art, und eine Zeit sah es aus, als ob ihnen alles vortrefflich gelänge.

Ihre Freunde prophezeiten ihnen eine glänzende Zukunft, und als ihnen 1878 ihr erstes und einziges Kind geboren wurde, begrüßte man dies als einen künftigen reichen Erben. Aber wie gewöhnlich hatte doch Sonja auch hier gewisse warnende Ahnungen eines kommenden Unglücks. Einer ihrer vertrauten Freunde aus dieser Zeit erinnert sich, daß sie denselben Tag, als man die Grundsteinlegung zum ersten Hause festlich begehen sollte, äußerte, daß ihr dieser Tag durch einen Traum, den sie dieselbe Nacht gehabt habe, verdorben sei. Sie hatte sich selbst auf dem Platze vor der Grundsteinlegung gesehen, umgeben von einer großen Menschenmenge, die gekommen war, um dieser Ceremonie beizuwohnen. Plötzlich hatte sie dann die Menge sich teilen

gesehen und ihren Mann mitten drinnen im Kampfe mit einer diabolischen Gestalt, die sich auf ihn warf und ihn schließlich mit einem satanischen Hohn Gelächter überwältigte.

Unter dem Eindrucke dieses Traumes, der auf eine so fürchterliche Weise bewahrheitet werden sollte, war sie lange bekümmert und ängstlich.

Als es sich zeigte, daß die so großartig angelegten Speculationen eine nach der andern mißglückten, kam Sonjas Energie und Kraft in ihrer ganzen Erhabenheit an den Tag. Sie konnte wohl für einen Augenblick ihre Phantasie von der so häufigen Versuchung, ihre Intelligenz und Erfindungsgabe zur Schaffung eines Vermögens zu verwenden, entzünden lassen, aber ihre Seele konnte sich niemals mit einem so oberflächlichen Ziel näher befreunden. Sie war vollkommen imstande, Millionen auf einen Schlag zu verlieren, ohne daß es ihr eine schlaflose Nacht oder ein Stirnrunzeln verursacht hätte, so wie sie auch jetzt ein geträumtes Vermögen ohne den geringsten Gram verloren gehen sah. Sie hatte reich werden wollen, weil sie das Leben in allen seinen Formen reizte, weil ihre leidenschaftliche und phantasiereiche Natur sich nach allem sehnte, alles versuchen wollte. Als sie aber sah, daß es nicht glückte, war sie sofort bereit, davon abzustehen und wendete nun ihre ganze Kraft dazu an, ihren Mann zu stützen und zu trösten. Merkwürdig genug hatte dieser anspruchslose Mann, der sich nicht einen einzigen Augenblick für seine Person Reichtum gewünscht oder von irgend einer der Annehmlichkeiten, die man sich dadurch schaffen kann, angelockt worden war, sich doch weit mehr als sie in den Gedanken hineingelegt, auf dem einmal eingeschlagenen Wege zu reißieren. Es scheint, als ob das Mißlingen, die Niederlage an und für sich etwas für seine Natur Niederschmetterndes gewesen, während Sonja die seltene Kraft besaß, sich nicht bloß unter das Unvermeidliche zu beugen, sondern sich auch sofort mit neuer Spannkraft auf neue Unternehmungen zu werfen.

Diesmal gelang es ihr, einen Krach abzuwenden. Sie scheute weder Anstrengungen noch Demütigungen, ging zu allen ihren Freunden, die bei den Unternehmungen beteiligt waren, und brachte einen Ausgleich zustande, der alle Teile befriedigte. Zur Belohnung erntete sie die lebhafteste Dankbarkeit und Bewunderung ihres Mannes. Ihr Glück schien aufs neue ausblühen zu wollen.

Aber — der diabolische Mann mit dem satanischen Lachen, der sich Sonja im Traume gezeigt hat, kreuzte jetzt wirklich ihren Weg. Er war eine Art Abenteurer im großen Stil, mit dem Kovalevsky während seiner geschäftlichen Unternehmungen in Berührung gekommen war, und der ihn jetzt in neue und gefährlichere Unternehmungen zu verwickeln suchte. Sonja, die eine ungewöhnliche Gabe besaß, Menschen auf den ersten Blick zu durchschauen, wurde sofort von einem instinktiven Widerwillen gegen diesen Menschen erfaßt, so stark, daß sie ihn in ihrem Hause nicht sehen konnte. Sie flehte ihren Mann an, sich von diesem gefährlichen Ratgeber loszumachen, gleich ihr alle Gedanken an Geschäfte sich aus dem Kopfe zu schlagen und zur wissenschaftlichen Thätigkeit zurückzukehren, aber es gelang ihr nicht, ihn zu überreden. Obschon Woldemar in dieser Zeit — 1880/81 — zum Professor der Paläontologie an der Universität in Moskau ernannt wurde, woselbst die Gatten sich jetzt niederließen, konnte er sich doch von den angefangenen Spekulationen nicht losreißen und diese nahmen jetzt großartige und phantastische Dimensionen an.

Es handelte sich darum, Petroleumquellen im Innern Rußlands zu exploitiern, wichtige Zweige der russischen Industrie in die Höhe zu bringen und zu entwickeln und selbst Millionen zu verdienen, und Kovalevsky wurde von seinem neuen Genossen so völlig verblendet, daß er auf die Einwendungen seiner Frau nicht hören wollte. Da es ihm nicht gelang, ihr seine Anschauung der Sache beizubringen, schloß er sie von seinem Vertrauen aus und handelte auf eigene

Faust. Das war von allem das Schmerzlichste für Sonja, das konnte ein Charakter wie sie nicht ertragen.

Seitdem sie eine völlige Vereinigung mit ihrem Manne beschlossen, hatte sie alles daran gesetzt, dieses Band fester zu knüpfen. Es war ja ihre Natur, sich mit leidenschaftlicher Intensität dem zu widmen, was ihr für den Augenblick das erste war. Sie machte stets einen großen Unterschied zwischen dem, was wichtig und unwichtig war, und es war einer der großen Züge ihres Charakters, der sie anderen Frauen so überlegen machte, daß sie das, was ihr als Hauptsache erschien, um Nebensachen willen nie veräumte, und daß sie nie kleinlich war. Halbheit konnte sie nirgends ertragen, alles konnte sie opfern, um aus dem Vollen und Tiefen zu schöpfen.

Sie strengte sich auf das äußerste an, um ihren Mann aus der Gefahr zu retten, von der sie ihn bedroht sah. Eine ihrer Freundinnen aus dieser Zeit schildert ihren Kampf und ihre Aufopferung für dieses Ziel auf folgende Weise:

„Sie versuchte aufs neue, Kovalevsky für seine Wissenschaft Interesse einzulößen, beschäftigte sich selbst mit geologischen Studien, bereitete gemeinschaftlich mit ihm seine Vorlesungen vor, suchte ihm das Leben zu Hause so angenehm als möglich zu machen, damit er seine gewohnte Ruhe wieder gewinne — aber vergeblich. Ich glaube, daß Kovalevsky nicht mehr im normalen Zustande war, seine Nerven waren allzusehr überreizt und er konnte sein geistiges Gleichgewicht nicht wiederfinden.“

Der Abenteuerer, der nichts mehr wünschte, als die nur allzu klar sehende Frau ihrem Manne zu entfremden, benutzte die zwischen ihnen beginnende Verstimmung, um ihr glaubhaft erscheinen zu lassen, daß ihres Mannes Verschlossenheit und Unzugänglichkeit ihr gegenüber auf anderen Ursachen beruhte und daß sie Grund zur Eifersucht habe.

Aus Sonjas eigener Erzählung in „Die Schwestern Rajevsky“ wissen wir, daß sie schon als zehnjähriges Kind

Anlage zu leidenschaftlicher Eifersucht verriet. An dieser wunden Stelle zu rühren, hieß eine der heftigsten Leidenschaften entfachen, die in der Tiefe dieser kräftigen Natur schlummerten. Sonja verlor ihren kritischen Blick und war nicht imstande zu untersuchen, wie weit diese Beschuldigung wahr war oder nicht — in späteren Jahren war sie beinahe überzeugt, daß sie reine Erdichtung gewesen — sie fühlte nur ein heftiges Verlangen, fortzukommen, fort von dieser Demütigung, sich hintangesetzt zu sehen, sie fühlte Furcht, daß sie sich sonst von ihrer Leidenschaft zu erniedrigender Spionage oder zu aufreibenden Szenen hinreißen lassen könnte.

Mit einem Manne zusammen zu leben, dessen Liebe und Vertrauen sie verloren zu haben glaubte, ihn seinem Untergange entgegengehen zu sehen, ohne ihn zurückhalten zu können: das war unmöglich für eine Natur wie die ihrige, die am allerwenigsten zu resignieren vermochte und die in Gefühlsfachen ebenso anspruchsvoll und unbestechlich, wie hinsichtlich äußerlicher Dinge nachsichtig und leicht zufriedengestellt war. Sie hatte, ohne ihn wirklich zu lieben, sich doch so ganz diesem Manne angeschlossen, alle seine Interessen zu den ihrigen gemacht und ihn mit all jener Innigkeit an sich zu fesseln gesucht, wie es eine nach dem Vollen und Tiefen im Gefühle dürstende Natur im Verhältnis zu dem, der ihr Gatte und der Vater ihres Kindes war, ganz natürlicherweise ersehnte. Als sie ihn aber dessenungeachtet sich jetzt von ihr abwenden und einen andern zwischen beide treten sah, da rissen die künstlich zusammengefügtten Bande der Zärtlichkeit, ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen und schied das Bild aus, das es durch einen Willensakt in sich aufgenommen hatte, und sie wurde wieder vereinsamt. Sie beschloß, sich und ihrem Töchterchen auf eigene Faust eine Zukunft zu schaffen und verließ Heimat und Vaterland, um ihre Studien im Auslande allein wieder fortzusetzen.

## V.

## Reiseabenteuer. Ein Schicksalsschlag.

Nachdem der Zug die Station verlassen hatte und sie auch keinen Schatten mehr von den Freunden sah, die sie begleitet hatten, gab sie ihrer bisher mit Gewalt zurückgehaltenen Gemütsbewegung freien Lauf und brach in heftiges Weinen aus. Sie beweinte das Glück der wenigen Jahre, sie beweinte den verlorenen Traum von einer vollen und ganzen Vereinigung mit einem andern Menschen und sie lebte bei dem Gedanken an die einsame Studierstube, die einmal ihr ganzes Leben gewesen, die sie aber jetzt nicht mehr befriedigen konnte, seitdem sie das Glück gekostet hatte, geliebt in einem eigenen Heim und in einem Kreise verständnisvoller Freunde zu leben. Sie versuchte sich mit dem Gedanken zu trösten, daß sie ihre mathematischen Studien wieder aufnehmen, daß sie eine Arbeit schreiben werde, die sie berühmt machen und Glanz über ihr Geschlecht verbreiten würde — aber das wollte nichts helfen, diese Freuden schienen ihr jetzt so schal im Vergleiche mit dem persönlichen Glück, welches während der letzten Jahre ihres Lebens ganzer Inhalt und Zweck gewesen war; der Thränenparoxysmus wurde immer heftiger und erschütterte sie vom Kopf bis zum Fuß.

Sonja bemerkte nicht, daß ein Herr in mittleren Jahren ihr gerade gegenüber im Coupé saß und sie mit teilnehmendem Blick betrachtete.

„Nein, ich kann Sie nicht so weinen sehen!“ brach dieser schließlich aus. „Ich vermute, Sie reisen wohl zum erstenmal einsam in die Welt hinaus, aber, Herrgott, Sie kommen ja doch nicht zu Menschenfressern, und eine junge Frau, wie Sie, kann immer gewiß sein, Freunde und Beistand zu finden, wenn sie deren bedarf.“

Sonja sah betroffen auf und ihre Thränen hörten sofort

auf zu fließen. Sie, die jederzeit so ängstlich ihre Herzenswunden selbst vor ihren Nächsten verbarg, hatte diesen Fremdling ihre Verzweiflung sehen lassen.

Es war ihr eine Erleichterung, als sie erkannte, daß er nicht die geringste Ahnung hatte, wer sie war. Aus dem Gespräche, das sich jetzt zwischen ihnen entspann, ging hervor, daß er sie für eine kleine Gouvernante hielt, welche in das Ausland sollte, um sich in einer fremden Familie ihr Brot zu verdienen, und sie ging auf diese Vorstellung sofort ein, froh, auf diese Weise ihr Inkognito zu retten und auch vergnügt, diese kleine Komödie zu spielen, die sie zerstreute. Es fiel ihr nicht schwer, sich in die Rolle so vollständig hineinzuleben, daß sie sich bald in ihren Gedanken mit der armen kleinen Gouvernante identifizierte, und mit niedergeschlagenen Augen nahm sie die Ratschläge und den Trost entgegen, den ihr der Reisefamerad erteilte. So stark war das phantastische Element in ihr, daß sie trotz ihres tiefen Herzenskummers ob dieser Mystifikation ganz vergnügt zu werden begann. Als ihr der Reisefamerad vorschlug, zusammen eine Stadt zu besichtigen, die sie unterwegs passierten, willigte sie ein und brachte dort zwei Tage mit ihm zusammen zu. Dann trennten sie sich wieder, ohne jemals einander Namen und gesellschaftliche Stellung mitgeteilt zu haben.

Diese kleine Episode ist für Sonjas nach Experimenten haschende Natur ganz bezeichnend. Der Fremdling war ihr sympathisch, seine freundliche Teilnahme rührte sie, die sich einsam in die Welt hinausgestoßen fühlte. Warum sich dem kleinen Freudenstimmer auf ihrem Wege entziehen, den ihr der Zufall gebracht hatte! Eine andere Frau würde sich natürlicherweise in den Augen eines Mannes, indem sie solches zuließ, unheilbar kompromittiert haben: zwei Tage vom Morgen bis zum Abend mit einem Manne beisammen zu sein, der nicht einmal wußte, wer sie war. Aber Sonja, die durch so viele Jahre jenes eigentümliche, kameradschaft-

liche Leben mit ihrem eigenen Manne verbracht hatte, schien die Sache sehr einfach, und sie wußte sehr wohl, daß sie in ihrem Verkehr mit Männern die Grenzen ziehen konnte, wo sie selbst wollte. Niemals fiel es einem Manne ein, sie in dieser Hinsicht mißzuverstehen.

Noch eigentümlicher und zugespitzter entwickelte sich ein solches Verhältnis später, während ihres Aufenthaltes in Paris. Die Wirtin, bei welcher sie während des Sommers in einer der Vorstädte wohnte, war wohl etwas im Zweifel, was sie von ihr denken sollte, da sie mitunter um zwei Uhr nachts einen Mann aus ihrem Zimmer gehen und über die hohe Mauer, welche den Garten umgab, klettern sehen konnte. Wenn dazu kam, daß dieser junge Mann ganze Tage bei Sonja zubrachte und sich stets bis tief in die Nacht hinein verspätete, sowie daß sie zu dieser Zeit mit niemand anderem verkehrte, mußte man zugeben, daß die Sache bedenklich aussah. Und doch war dieses Verhältnis von der platonischsten Art, die man sich nur denken kann.

Der junge Mann war Pole und Revolutionär, im übrigen Mathematiker und Poet.

Seine und Sonjas Seele waren zwei brennende Flammen, die in eine Röhre zusammenschlugen. Nie hatte jemand sie so verstanden, nie jemand jede ihrer Stimmungen, alle ihre Gedanken und Träume so geteilt, wie er. Sie waren fast unaufhörlich beisammen und doch verwendeten sie die wenigen Stunden, in denen sie getrennt waren, dazu, sich gegenseitig lange Briefe zu schreiben. Miteinander schrieben sie Gedichte und hatten auch einen langen, phantastischen Roman begonnen.

Sie schwärmten für die Idee, daß die Menschen paarweise geschaffen seien, so daß jeder Mann und jedes Weib nur ein halber Mensch sei, die andere Hälfte, welche sie zu einem Ganzen machen würde, fände sich stets irgendwo auf der Erde; aber nur in seltenen glücklichen Fällen treffen die beiden Hälften noch hier in diesem Leben zusammen, meistens

geschehe dies erst in einer künftigen Existenz. Was kann man mehr an Vollblutromantik verlangen!

Hier in diesem Leben konnten sie nicht vereint werden, da das Leben schon die Möglichkeit einer wirklichen Vereinigung zerstört hatte. Auch wenn sie hätte frei werden können, hatte sie doch einem andern angehört, und damit konnte sich der junge Mann nicht versöhnen. Auch sie fühlte, daß sie kein Recht habe, einem andern anzugehören, denn das Band mit ihrem Manne war nicht vollständig zerrissen; sie schrieben sich ab und zu, es war immer die Rede von Wiedersehen, und sie war ihm im Grunde noch zugethan.

Das Verhältnis zum Polen bestand solcherweise ausschließlich in Gedankenaustausch und in einer ziemlich abstrakten Gefühlsanalyse.

Sie saßen einander gerade gegenüber und sprachen, sprachen unaufhörlich in diesem gewaltigen, unerschöpflichen Strom der Beredsamkeit, der die besondere Eigentümlichkeit aller Slawen ist. Mitten in dieser exaltierten Schwärmerei, welche Sonja die Disharmonien ihres wirklichen Lebens vergessen machte, wurde sie von einem zerschmetternden Schicksalsschlage getroffen.

Ihr Mann hatte die Entdeckung nicht überlebt, daß er sich von einem schändlichen Betrüger verblenden lassen und seine Familie ruiniert hatte. Dieser so hochbegabte Gelehrte, so anspruchslose und einfache Mensch, der kein Bedürfnis nach irgend einem der Genüsse hatte, die Reichtum verschaffen kann, war einem Geldschwindel zum Opfer gefallen, der eigentlich mit seinem ganzen Charakter und seiner Lebensanschauung gänzlich unvereinbar war.

Die Nachricht davon warf Sonja auf das Krankenlager.

Sie lag lange Zeit an einem heftigen Nervenfieber darnieder und erhob sich davon gebrochen, mit einem Gefühle von etwas Unheilbarem, das einen Strich über ihr ganzes Leben gezogen hatte. Die Selbstverachtung darüber, daß sie ihren Mann verlassen, statt bei ihm zu bleiben und ihn zu

stützen, obschon dies eine Selbstverurteilung zu einem fast unerträglichen Kampfe gewesen wäre, marterte sie jetzt mit der ganzen Bitterkeit eines unwiderruflichen Geschehnisses. Und während dieser Krankheit und dieses seelischen Kampfes hatte auch ihr Äußeres seine Frische verloren. Sie war plötzlich um mehrere Jahre gealtert, ihr Teint hatte seine Reinheit verloren, eine starke Runzel hatte sich zwischen den Augenbrauen gebildet, die nie wieder verschwand.

## VI.

### Der erste Ruf aus Schweden.

Schon während Sonjas Aufenthalt in Petersburg 1876 hatte sie eine Bekanntschaft gemacht, die von entscheidendem Einflusse für ihre Zukunft werden sollte. Professor Mittag-Leffler, gleich ihr ein Schüler Weierstraß', von welchem er soviel von Sonjas außerordentlicher Begabung reden gehört, daß er lebhaft wünschte, sie kennen zu lernen, hatte ihr damals einen Besuch gemacht.

Aber diesmal hatte keine Ahnung Sonja gesagt, von welcher Bedeutung diese neue Bekanntschaft für sie werden sollte. Sie fühlte sich bloß ziemlich abgeneigt, den angemeldeten Besuch zu empfangen, da sie zu jener Zeit alle wissenschaftlichen Studien beiseite geschoben hatte und nicht einmal den Briefwechsel mit ihrem alten Lehrer länger unterhielt. Im Laufe des Gespräches erwachten indes die alten Interessen aufs neue und sie entwickelte eine solche Schärfe im Gedankengang und eine solche Schnelligkeit in der Auffassung der schwierigsten mathematischen Fragen, daß der Besucher sich fast verlegen fühlte, als er das kindliche Frauenangesicht vor sich betrachtete. Der Eindruck, den er von ihrer Bedeutung als Denkerin empfing, war so stark, daß, als er mehrere Jahre später für die Professur der Mathematik an der neugebildeten Hochschule in Stockholm berufen wurde, es einer seiner ersten Schritte war, zu bewirken, daß Frau

Kovalevsky zu seinem Docenten ernannt würde. Sie hatte nämlich schon ein paar Jahre vor dem Tode ihres Mannes den Wunsch geäußert, einen Lehrstuhl an einer Universität zu erhalten.

Von warmem Interesse für den neuen Herd wissenschaftlicher Studien in seiner Vaterstadt, gleichwie auch für die Frauenfrage erfüllt, erfaßte Mittag-Leffler mit großem Eifer den Gedanken, der neuen Universität den Glanz dieses ersten wirklich großen weiblichen Namens auf dem Gebiete seiner Wissenschaft zuzuwenden.

Schon 1881 schreibt Sonja anlässlich dieser Pläne folgenden Brief an Mittag-Leffler, adressiert nach Helsingfors:  
„8. Juli 1881. Berlin, Bellevuestraße.

Ich danke Ihnen nicht weniger lebhaft für das Interesse, das Sie meiner möglichen Berufung nach Stockholm widmen, sowie für alle Schritte, die Sie zu diesem Zwecke unternommen haben. Was mich betrifft, so kann ich versichern, daß, falls mir eine Docentur angeboten werden sollte, ich diese von ganzem Herzen annehmen würde. Ich habe nie auf eine andere Stellung als auf eine solche gerechnet und ich will Ihnen auch gleich gestehen, daß ich mich für den Anfang weit weniger geniert und verlegen fühlen werde, wenn man mir ganz einfach die Möglichkeit bietet, meine Kenntnisse für den höheren Unterricht nutzbar zu machen und dadurch den Frauen den Zugang zur Universität zu eröffnen, welcher denselben bisher nur in Ausnahmefällen und als eine specielle Vergünstigung bewilligt wurde, die man ihnen ebenso leicht als willkürlich entziehen kann, wie es bei den meisten deutschen Universitäten der Fall gewesen.

Ohne besonders reich zu sein, habe ich doch die Mittel, ganz unabhängig zu leben, so daß die Gehaltsfrage für meinen Entschluß von keiner Bedeutung wäre. Was ich vor allem wünsche, ist, einer Sache zu dienen, die mir teuer, und mir gleichzeitig selbst die Möglichkeit zu verschaffen, mich meiner Arbeit in der Umgebung von Personen zu widmen,

die sich mit demselben Stoffe wie ich beschäftigen, ein Glück, das ich mir immer gewünscht, das mir in Rußland gefehlt und das ich bisher nur während meines Aufenthaltes in Berlin genossen habe. Dies, mein bester Professor, sind meine persönlichen Anliegen. Aber ich glaube, Ihnen auch folgendes mitteilen zu müssen. Professor W. glaubt, nach dem, was er von den Verhältnissen in Schweden urtheilen kann, es werde nicht möglich sein, daß die Universität Stockholm jemals eine Frau unter ihre Lehrkräfte aufnehme, und — was noch mehr zu bedeuten hat — er fürchtet, daß, wenn Sie allzusehr auf der Einführung dieser Neuheit bestehen, solches ihrer eigenen Stellung schaden könnte. Es wäre von mir allzu egoistisch, wenn ich Ihnen diese Äußerungen unseres verehrten Lehrers nicht mittheilte, und Sie können sich leicht denken, wie verzweifelt ich sein müßte, wenn ich schließlich nichts anderes erreichte, als Ihnen zu schaden, Ihnen, der mir jederzeit soviel Interesse und Bereitwilligkeit erwiesen hat und für den ich eine so aufrichtige Freundschaft hege.

Ich glaube deshalb, daß es vielleicht klüger sein wird, für den Augenblick keinen Schritt zu unternehmen und auf alle Fälle den Abschluß der Arbeiten abzuwarten, die mich gegenwärtig beschäftigen. Wenn es mir gelingt, diese so zustande zu bringen, wie ich es hoffe und wünsche, wird dies jedenfalls eine große Förderung des Zieles sein, das ich jetzt im Auge habe.“

Die darauffolgenden dramatischen Begebenheiten in Sonjas Leben, die Trennung von ihrem Manne, der Roman mit dem Polen, der Tod ihres Mannes und Sonjas lange Krankheit, verzögerten die Vollendung der erwähnten Arbeiten, so daß sie erst im August 1883 Mittag-Leffler von der W. A. = endung der einen benachrichtigen konnte. Den 28. August schreibt sie von Odessa:

„Endlich ist es mir gelungen, eine der beiden Arbeiten fertig zu bringen, mit denen ich die letzten zwei Jahre be-

schäftigt gewesen bin. Mein erster Wunsch, sobald ich fand, daß ich ein zufriedenstellendes Resultat erreicht hatte, war, Ihnen dasselbe bekannt zu geben. Aber Herr W. hat es in seiner gewohnten Güte selbst übernommen, Ihnen das Resultat meiner Untersuchungen mitzuteilen. Soeben habe ich einen Brief von ihm erhalten, der mich benachrichtigt, daß er Ihnen schon darüber geschrieben hat, und daß Sie Ihrerseits ihm geantwortet und in Ihrem gewohnten Wohlwollen für mich, mich aufgefordert haben, so schnell als möglich nach Stockholm zu reisen, um dort einen Privatkurs zu eröffnen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich Ihnen für die Freundschaft, die Sie mir allzeit erwiesen haben, dankbar und wie glücklich ich bin, eine Bahn betreten zu können, die immer das Ziel meiner heißesten Wünsche gewesen ist.

Indessen glaube ich Ihnen nicht verschweigen zu dürfen, daß ich mich in mancher Hinsicht für die Pflichten eines Docenten sehr wenig vorbereitet fühle, und unter anderm zweifle ich an mir selbst in solchem Grade, daß ich fürchte, Sie, der Sie immer geneigt gewesen sind, mich mit so großem Wohlwollen zu beurteilen, werden jede Illusion verlieren, wenn Sie in der Nähe sehen werden, wozu ich tauge.“

„Ich bin der Hochschule von Stockholm,“ heißt es in dem Schreiben weiter, „die allein von allen Universitäten mir ihre Pforten öffnen will, so dankbar, daß ich mich geneigt fühle, mich an Stockholm und Schweden wie an mein Vaterland zu knüpfen, und ich hoffe, daß, wenn ich dahin komme, es für viele Jahre sein wird und ich dort eine neue Heimat finden werde. Aber gerade deshalb möchte ich nicht dahin kommen, bevor ich gewiß bin, daß ich die gute Meinung, die Sie von mir haben, verdiene und daß ich hoffen kann, dort einen guten Eindruck zu machen. Ich habe heute an W. geschrieben, um ihn zu fragen, ob er es nicht für klüger hält, daß ich noch etwa zwei bis drei Monate bei ihm zubringe, um mir seine Ideen noch besser einzuprägen und die Lücken auszufüllen, die sich noch in meinen mathematischen

Kenntnissen finden könnten. Diese zwei Monate in Berlin würden mir auch deshalb überaus nützlich sein, weil ich viel Berührung mit den jungen Mathematikern haben könnte, die dort ihre Studien abschließen oder ihre Laufbahn als Docenten beginnen, und mit welchen ich seit meinem letzten Aufenthalte in Berlin ziemlich gut bekannt bin.

Ich würde auch mit einigen von ihnen übereinkommen können, uns gegenseitig mathematische Mittheilungen zu machen. Ich könnte mir dann auch vornehmen, die Theorie von den Transformationen der Abelschen Funktionen auseinanderzusetzen, welche jene nicht kennen und die ich gründlicher studiert habe. Dies wird mir Gelegenheit zur Übung im Vortrage geben, die mir bisher gänzlich fehlt, und ich würde meiner selbst weit gewisser im Januar nach Stockholm kommen.“

Dieser Plan wurde indes nicht ausgeführt, denn schon den 11. November desselben Jahres reiste Sonja von Petersburg über Hango nach Stockholm.

## VII.

### Ankunft in Stockholm. Erste Eindrücke.

Wie leicht erklärlich, schwebt besonders jetzt nach ihrem Tode mein erstes Zusammentreffen mit Sonja lebhaft in meiner Erinnerung, selbst bis in die kleinsten Details. Abends war sie mit dem Dampfboote aus Finnland angekommen und war als Gast bei meinem Bruder, Mittag-Leffler, abgestiegen. Den Morgen darauf kam ich hin, sie zu begrüßen.

Wir waren darauf vorbereitet, ineinander Freundinnen zu finden; wir hatten soviel voneinander reden gehört, daß wir uns beide nach dieser Zusammenkunft gesehnt hatten. Vielleicht hatte sie sich mehr Freude davon versprochen, als ich, denn sie hatte ein lebhaftes Interesse für das, was mein Lebenswerk war, während ich mir eine mathematische Frau als etwas für mich zu abstrakt angelegt vorstellte.

Sie stand am Fenster im Bibliothekzimmer, als ich ein-

trat, und blätterte in einem Buche. Ehe sie mir entgegenkam, vermochte ich ein ernstes und stark ausgeprägtes Profil zu erkennen, ein reiches, kastanienbraunes Haar, in einer nachlässigen Flechte aufgesteckt, eine schlanke Gestalt mit einer gewissen geschmeidigen Eleganz in der Haltung, aber nicht wohlproportioniert, weil der Rumpf im Verhältniß zu dem monumentalen Kopf zu klein erschien. Der Mund war groß mit frischen, vollen, stark wellenförmig gezeichneten, sehr ausdrucksvollen Lippen. Die Hände waren überaus klein, wie die eines Kindes, und fein gebildet, aber von den allzu stark hervortretenden blauen Adern etwas verunziert.

Aber die Augen! Die Augen waren es, die vor allem diesem Gesicht den Charakter hoher Intelligenz verliehen, der einen so starken Eindruck auf alle machte. An Farbe unbestimmbar, in Grau, Grün und Braun wechselnd, ungewöhnlich groß und rund, sowie stark glänzend, hatten sie eine Intensität des Ausdrucks, als ob sie bis in das Innerste der Seele dessen, auf den sie gerichtet waren, durchdringen wollten. Aber in demselben Maße, als sie durchdringend, waren sie auch mild und innig, es entströmte ihnen ein Verständnis, eine Sympathie, die alle geneigt machte, ihre Herzensgeheimnisse unter dem Eindrucke dieses magnetisierenden Blickes auszuschütten. So groß war der Zauber des Ausdrucks in diesen Augen, daß man kaum ihr physisches Gebrechen bemerkte. Sie waren nämlich in so hohem Grade kurzsichtig, daß der Blick oft, besonders bei einiger Ermüdung, eine schiefe Richtung bekam.

Sie wandte sich mit einer raschen Bewegung nach mir und kam mit ausgestreckten Händen auf mich zu — aber eine gewisse Verlegenheit war in ihrem Wesen, der Gruß war ziemlich konventionell, und unser erstes Gespräch drehte sich um ihr Mißgeschick, daß sie sich auf dem Dampfschiffe heftigen Zahnschmerz geholt hatte, weshalb ich mich anbot, sie zum Zahnarzte zu führen. Welch angenehmes Ziel für einen ersten Spaziergang in einer neuen Stadt!

Aber sie war keine von denen, die solch kleinen Mißgeschicken mehr Gedanken, als notwendig waren, opferte.

Ich dachte damals an den Plan zu „Wie man Gutes thut“, hatte aber noch nichts geschrieben. Aber so groß war Sonjas Vermögen, Gedankenkeime bei anderen hervorzulocken, daß ich ihr, ehe sie beim Zahnarzt eintrat, das ganze Drama ausführlicher und übersichtlicher, als ich es selbst bisher ausgedacht, auf französisch erzählt hatte. Dies war der Anfang des großen Einflusses, den sie seither auf alles, was ich schrieb, ausübte. Ihre Fähigkeit, die Gedanken anderer zu verstehen und damit zu sympathisieren, war so außerordentlich, ihr Beifall, wenn sie zustimmte, so warm und enthusiastisch, ihre Kritik, wenn sie mißbilligte, so vernichtend, daß es für eine so rezeptive Natur, wie die meine, nicht mehr möglich wurde, ohne ihren Beifall zu arbeiten. Tadelte sie etwas, was ich geschrieben hatte, so schrieb ich es um, bis sie zufrieden war — und darin lag der Reim unserer späteren gemeinschaftlichen Arbeit. Sie pflegte zu sagen, daß ich niemals „Wahre Frauen“ hätte schreiben sollen, wenn es nicht schon erschienen wäre, bevor sie nach Schweden kam; denn dieses, sowie „Im Krieg mit der Gesellschaft“ seien die einzigen Arbeiten von mir, die ihr zuwider wären, „Wahre Frauen“ aus einem für sie ganz charakteristischen Grunde. Sie mißbilligte Berthas Kampf, um der Mutter den Rest ihres Vermögens zu retten; denn, sagte sie, hat sich ein Weib einem Manne hingegeben, so darf sie nicht zögern, diesem auch ihr Vermögen bis zum letzten Heller zu opfern.

Diese Kritik war von ihr zu erwarten, denn sie war in ihrem Urtheile über litterarische Produkte immer sehr subjektiv. Wenn die Gedanken und Gefühle darin mit ihren eigenen persönlichen übereinstimmten, war sie geneigt, selbst einer mittelmäßigen litterarischen Arbeit großen Wert zuzuerkennen. Wurde sie dagegen von einer der Anschauungen des Verfassers abgestoßen, so wollte sie der Arbeit keine

Verdienste zugestehen. Trotz dieser starken Vorurtheile war sie doch in der Art, wie sie das Leben schaute, so frei, wie nur die auserwähltesten Individuen ihrer Zeit. Von Vorurteilen und konventionellen Anschauungen gewöhnlicher Leute besaß sie keine Spur. Ihre umfassende Genialität und ihre große allgemeine Bildung erhoben sie über alle jene Beschränktheit, worin traditionelle Meinungen die meisten Geister gefangen halten. Ihre Beschränkung hatte sie nur in sich selbst, in ihrer eigenen stark individuellen Natur, mit deren ausgeprägten Antipathien und Sympathien, welche aller Logik und jeder Diskussion spotteten.

Unser Beisammensein war dieses erste Mal nicht von langer Dauer und vermochte sich nicht zu irgend einer vertraulichen Freundschaft zu entwickeln, da ich wenige Monate nach ihrer Ankunft eine größere Reise ins Ausland machte. Bis dahin hatte sie doch schon soweit schwedisch gelernt, um alle meine Arbeiten lesen zu können. Gleich nach ihrer Ankunft begann sie Lektionen in dieser Sprache zu nehmen und während der ersten Wochen that sie nichts anderes vom Morgen bis zum Abend. Mein Bruder sagte ihr gleich nach ihrer Ankunft, er wolle für seine Freunde unter den Gelehrten eine Soiree geben, um ihr diese vorstellen zu können, aber sie erwiderte ihm: „Warten Sie vierzehn Tage, bis ich schwedisch sprechen kann.“

Dies schien uns sehr kühn, aber sie hielt Wort. Nach vierzehn Tagen sprach sie schon ein wenig, und schon während des ersten Winters lernte sie unsere ganze moderne schöne Litteratur kennen und las die Frithjofs-Sage mit Entzücken.

Dieses außerordentliche Sprachtalent, das sie besaß, hatte doch seine Grenzen. Sie selbst pflegte zu sagen, es sei ganz und gar nicht wahr, daß sie Sprachtalent besitze, sie habe nur so vieles aus Nothwendigkeit und Ehrgeiz gelernt, und gewiß ist, daß sie trotz des schnellen Resultats, zu welchem sie beim Lernen einer neuen Sprache gelangte, sich doch

niemals in etwas vervollkommnete, sondern immer bei einem gewissen Punkt stehen blieb und die zuletzt gelernte Sprache sofort wieder vergaß, wenn sie eine andere sprach. Obschon sie in so jungen Jahren nach Deutschland gekommen war, sprach sie doch immer das Deutsche sehr gebrochen und ihre deutschen Freunde lachten oft über die komischen und unmöglichen Worte, die sie selbst fabrizierte, denn sie ließ sich in ihrem Wortreichtum niemals von so kleinlichen Rücksichten, wie die auf eine korrekte Wahl der Worte, hemmen. Sie sprach immer fließend, vermochte immer auszudrücken, was sie wollte und ihrer Konversation ein individuelles Gepräge zu verleihen, wie wenig sie auch die Sprache beherrschte, derer sie sich bediente. Seitdem sie schwedisch gelernt hatte, vergaß sie das Deutsche beinahe gänzlich, und wenn sie einige Monate nicht in Schweden war, ging es immer holperig mit dem Schwedischen, wenn sie wiederkam. Eigentümlich bei ihr war außerdem, daß sie, wenn sie ermüdet oder verstimmt war, beinahe keine Worte finden konnte, wogegen sie, wenn sie in guter Laune war, sich besonders gewandt und fein ausdrücken konnte. Die Sprache, sowie alles bei ihr, gehorchte ihrer persönlichen Stimmung.

Letzten Herbst, als sie von einem mehrwöchigen Aufenthalte in Italien zurückkehrte, wie alle von diesem Lande auf das höchste entzückt, hatte sie italienisch gelernt, so daß sie sich ziemlich fließend in dieser Sprache ausdrücken konnte, dafür aber sprach sie ungewöhnlich schlecht schwedisch, weil sie sich damals in starker Mißstimmung gegen Schweden befand.

Französisch war die Sprache, die sie am besten beherrschte, obschon sie sie nicht ganz korrekt schrieb. Und in Rußland tabelte man an ihrem Stil, daß sich ein gewisser fremder Einfluß in der Sprache geltend mache.

Sie beklagte sich oft, daß sie mit ihren näheren Freunden in Schweden nicht russisch sprechen könne. Sie sagte: „Ich kann euch niemals die feinsten Nuancen meiner Ge-

danke mitteilen, ich muß mich mit den nächstbesten Ausdrücken oder einer Umschreibung begnügen, wenn ich zu euch spreche, niemals kann ich das richtige Wort finden, und darum fühle ich mich, wenn ich nach Rußland komme, immer wie aus einer Art Gefangenschaft, befreit, die meine besten Gedanken in Fesseln hält. O, ihr könnt nicht glauben, welches Leid es ist, stets gezwungen zu sein, in einer fremden Sprache mit seinen Vertrauten zu sprechen, es ist, als ob man beständig mit einer Maske vor dem Gesicht ginge."

Im Februar 1884 reiste ich nach London und ich sah Sonja vor September desselben Jahres nicht wieder. In London erhielt ich einen einzigen Brief von ihr, worin sie ihren ersten Winter in Stockholm auf folgende Weise schildert (der Brief ist ohne Datum, aber augenscheinlich zu Beginn des April geschrieben): \*)

„Was soll ich Ihnen von unserem Leben in Stockholm erzählen? Wenn es nicht sehr inhaltsreich, so ist es wenigstens in der letzten Zeit ziemlich lebhaft und ziemlich ermüdend gewesen. Soupers, Diners, Soireen sind einander gefolgt und es war sehr schwer, allen zu genügen und noch die Zeit zu finden, meine Vorlesungen vorzubereiten und zu arbeiten. Heute haben wir die Vorlesungen für zwei Wochen Osterferien unterbrochen, und ich freue mich wie ein Schulmädchen über diesen kleinen Urlaub. Bis zum 1. Mai ist es auch nicht mehr weit und da hoffe ich, nach Berlin zu reisen und den Weg über Petersburg zu nehmen. Was meine Pläne für den nächsten Winter betrifft, so sind sie noch unentschieden, denn sie beruhen natürlicherweise nicht auf mir.

Wie Sie sich leicht vorstellen können, spricht man hier ohne Unterlaß von Ihnen. Alle wünschen Nachrichten von Ihnen, Ihre Briefe werden gelesen und kommentiert und machen förmlich Sensation. Die tonangebenden Damen

---

\*) Dieser Brief ist gleich den früher citierten französisch geschrieben.

Stockholms scheinen starken Mangel an interessanten und spannenden Gesprächsstoffen zu leiden, und es ist wirklich eine Wohlthat, sie damit zu versehen. — Ich freue mich und zittere gleichzeitig ob der Wirkung, die Ihr Stück machen wird, wenn es im Herbst gespielt wird.“

Schon im April beendigte Sonja den Kurs ihrer Vorlesungen und reiste nach Rußland ab. Den 29. April schreibt sie von dort an Mittag-Leffler:

„Rußland, 29. April 1884.

... Es scheint mir ein Jahrhundert zu sein, seitdem ich Stockholm verließ. Niemals in meinem Leben werde ich Ihnen die ganze Dankbarkeit und Freundschaft, die ich für Sie fühle, ausdrücken oder beweisen können. Ich glaube, ich habe in Schweden eine neue Heimat und eine neue Familie gefunden, und dies gerade in dem Augenblick, da ich dessen am meisten bedurfte . . .“

Die Vorlesungen, welche Sonja diesen Winter in deutscher Sprache an der Hochschule gehalten hatte, waren, wie bereits erwähnt, ganz privater Natur. Dieselben hatten indes beigetragen, ihr so großes Ansehen zu verschaffen, daß es jetzt Mittag-Leffler möglich wurde, auf privatem Wege die notwendigen Mittel zu sammeln, um ihr eine offizielle Anstellung als Professorin zu verschaffen, bis auf weiteres auf fünf Jahre. Eine Anzahl Personen vereinigte sich nämlich dahin, ihr während dieses Zeitraumes zusammen 2000 Kronen per Jahr auszubezahlen. Die Hochschule gab ebensoviel, so daß Sonja einen Gehalt von 4000 Kronen per Jahr beziehen konnte.

Ihre ökonomische Stellung war nicht mehr eine solche, daß sie ihre Arbeit für nichts leisten konnte, wie sie sich anfänglich so freigebig dazu erboten hatte. Aber die ökonomische Frage allein war es nicht, die ihrer offiziellen Anstellung Schwierigkeiten bereitete.

Es galt auch den Widerstand des Konservatismus zu überwinden, der natürlicherweise von vielen Seiten gegen

die Anstellung einer Frau als Universitätsprofessorin erhoben wurde, ein Vorgang, der bei allen Universitäten auf der ganzen Welt seinesgleichen suchte. Es würde sich vielleicht schon jetzt eine Möglichkeit gefunden haben, hinreichende Mittel für ihre Anstellung auf Lebenszeit aufzubringen; da aber die Bedenklichkeiten, welche dagegen erhoben wurden, unüberwindlich schienen, beschloß Mittag-Leffler, die Vorarbeit dazu auf einen günstigeren Zeitpunkt zu verschieben. Nach Ablauf der fünf Jahre gelang ihm sein beharrliches Bemühen und Sonja wurde jetzt auf Lebenszeit angestellt — eine Lebenszeit von wenig mehr als eines Jahres Dauer.

Am 1. Juli 1884 hatte indes Mittag-Leffler die Freude, an Sonja, welche sich damals in Berlin befand, telegraphieren zu können, daß sie für fünf Jahre zur Professorin ernannt worden sei. Sie antwortete denselben Tag mit folgendem Briefe:

„Berlin, 1. Juli 1884.

. . . Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr mich Ihr und Ugglas' Telegramm mit Freude erfüllt hat. Jetzt kann ich Ihnen wohl gestehen, daß ich bis zum letzten Augenblicke nicht viel daran glaubte, daß sich die Sache machen ließe, ich fürchtete immer, daß im letzten Augenblicke eine unvorhergesehene Schwierigkeit entstehen könnte, wie dies so oft im Leben geschieht, und daß alle unsere Pläne noch zu nichte werden könnten. Ich bin auch ganz und gar davon überzeugt, daß es nur Ihnen, Ihrer Ausdauer und Energie zu danken ist, daß wir unser Ziel erreichen konnten. Jetzt wünsche ich von ganzem Herzen, daß ich die Kraft und das Talent besitzen möge, welche notwendig sind, um meine Pflicht ganz zu erfüllen und Sie in allen Ihren Unternehmungen würdig zu unterstützen. Ich glaube jetzt fest an die Zukunft und werde so glücklich sein, mit Ihnen zusammen arbeiten zu können. Welches Glück, daß wir einander im Leben getroffen haben! . . .“

Weiter heißt es in demselben Briefe:

„... W. hat mit mehreren Persönlichkeiten vom Ministerium bezüglich meines Wunsches, die Vorlesungen hier zu besuchen, gesprochen. Man hofft, daß sich die Sache arrangieren läßt, aber nicht im nächsten Sommer, denn der gegenwärtige Rektor ist ein schrecklicher Feind der Frauenfrage. Ich hoffe, daß es im Dezember gehen wird, wenn ich wiederkomme, um meine Weihnachtsferien hier zuzubringen . . .“

Also selbst als die Universität Stockholm Frau Kovalevsky schon zur Professorin ernannt hatte, war es für sie als Frau doch nicht möglich, nicht einmal als Zuhörerin den Vorlesungen an der Universität der Hauptstadt Deutschlands beizuwohnen.

Eine andere würde wahrscheinlich bei dem Gedanken an das Ungewisse der Stellung, die sie jetzt antrat, einigermaßen beunruhigt worden sein. Aber die Zukunft bekümmerte Sonja nie. Wenn nur der Augenblick zufriedenstellend war, hatte sie alles, was sie begehrte, und sie würde jederzeit bereit gewesen sein, die glänzendsten Zukunftspläne zu opfern, wenn sie dadurch eine sorglose und glücklichere Gegenwart hätte erreichen können.

Vor der Reise nach Berlin hatte Sonja diesen Sommer ihre kleine Tochter besucht, welche bei ihrer Jugendfreundin in Moskau weilte. Von dort her sendet sie an Mittag-Leffler ein Schreiben, welches zur Erklärung dienen kann sowohl ihrer Auffassung von ihren Pflichten als Mutter, als auch der Konflikte, welche infolge ihrer doppelten Eigenschaft, als Mutter und öffentlichen Persönlichkeit, als Frau und Familienhaupt, entstanden.

„Moskau, den 3. Juni 1884.

... Ich habe hier einen langen Brief von T. erhalten, worin sie mich lebhaft auffordert, meine kleine Sonja mit mir nach Stockholm zu nehmen. Aber ungeachtet aller Gründe, die es mich wünschen ließen, meine Tochter bei mir zu haben, habe ich mich beinahe dazu entschlossen, sie noch einen Winter in Moskau zurückzulassen. Ich glaube nicht,

daß es im Interesse des Kindes wäre, sie von dort, wo sie es so gut hat, wegzunehmen und sie mit mir nach Stockholm zu bringen, wo noch nichts für ihre Unterkunft geschehen ist und wo ich selbst gezwungen bin, meine ganze Zeit und meine volle Kraft meinen neuen Pflichten zu widmen. E. führt unter anderen Gründen an, daß es viele Personen geben wird, die mich der Gleichgültigkeit für meine Tochter bezichtigen werden. Ich gebe zu, daß dies sehr möglich ist, aber ich gestehe, daß dieser Grund wenigstens in meinen Augen gar nichts bedeutet. Ich bin bereit, mich dem Urtheile der Stockholmer Damen in allem zu unterwerfen, was die Kleinigkeiten des Lebens angeht. Aber in ernstesten Fragen, besonders wenn es nicht nur mein, sondern der Kleinen Bestes gilt, glaube ich, daß es eine unverzeihliche Schwachheit wäre, wenn ich *„même une ombre“* des Wunsches, in den Augen der Stockholmer Damenröcke als gute Mutter zu erscheinen, mich beeinflussen ließe.“

Nach der Rückkunft in Schweden im September ließ sich Sonja für einige Wochen in Södertelje nieder, um in ungestörter Ruhe die Jahre vorher begonnene wichtige Arbeit „Von der Brechung des Lichtes in einem krystallinischen Medium“ vollenden zu können. Mittag-Leffler und ein junger deutscher Mathematiker, dessen Bekanntschaft Sonja während des Sommers in Berlin gemacht hatte, hielten sich auch hier auf, und der letztere unterstützte Sonja bei der deutschen Redaktion ihrer Arbeit.

Als ich sie nach der Rückkehr von meiner Reise hier besuchte, war ich erstaunt, sie verjüngt und verschönt zu finden. Ich dachte zuerst, daß es die Ablegung der Trauer war, die das bewirkte, denn schwarz stand ihr sehr schlecht, und sie selbst haßte es, schwarz gekleidet zu sein. Das lichtblaue Sommerkleid, das sie jetzt trug, ließ ihren Teint reiner erscheinen, und zugleich trug sie ihr reiches, kastanienbraunes Haar in Locken. — Aber nicht das Äußere allein war verändert. Ich merkte bald, daß die Wehmuth, welche

die erste Zeit ihres Aufenthaltes hier auf ihr geruht hatte, jetzt einer mutwilligen Fröhlichkeit gewichen, die die andere Seite ihres Wesens war und die ich erst jetzt kennen lernte. In solchen Perioden ihres Lebens war sie sprudelnd von Lebhaftigkeit, sprühend von Witz; ein halb sarkastischer, halb gutmütiger Sturzregen von Einfällen entlud sich um sie her, die kühnsten Paradoxe lösten einander ab, und wer in der Antwort nicht schlagfertig war, that in solchen Fällen am besten, zu schweigen, denn sie ließ einem nicht viel Zeit zu reden.

Sie war auch damals damit beschäftigt, ihre Vorlesungen für den nächsten Kurs auszuarbeiten und trug sie nach und nach dem jungen deutschen Mathematiker vor, indem sie scherzhaft äußerte, daß er ihr als „Versuchskaninchen“ dienen müsse — eine Obliegenheit, die sonst immer Mittag-Leffler zu teil wurde.

Während der Herbstmonate hielt ihre lebhafteste Stimmung an, sie nahm an dem gesellschaftlichen Leben großen Anteil und war überall ein Mittelpunkt, um den sich alle konzentrierten. Der stark sarkastische Zug, welcher in ihrer Natur lag, und die tiefe Verachtung, die sie thatsächlich für das geistige Mittelmaß hegte — sie war „Geistesaristokratin“ und Genie-Unbeterin in höchstem Grade — war bei ihr mit dem tief-menschlichen Verständnisse der geborenen Dichterin für alle Konflikte des Lebens, selbst die unbedeutendsten, gepaart.

Sonja nahm an allem teil, was ihren Freundeskreis betraf, und sie wurde zur Vertrauten gemacht der häuslichen Sorgen der Frauen, wie der Toilette-Angelegenheiten der Mädchen, und was es sonst war, worüber man mit ihr sprechen wollte. Daher kam das Urteil, das man allgemein über sie hörte: Sie ist so einfach und anspruchslos wie ein kleines Schulmädchen; sie hält sich für gar nichts Besseres als irgend eine andere Frau.

Dies war doch, wie bemerkt, keineswegs richtig, ebenso

wie auch die Offenheit und Zugänglichkeit, die ihr Wesen aufwies, nichts anderes als Schein war. In Wirklichkeit war sie äußerst verschlossen, und es gab sehr wenig Menschen, die sie als ihresgleichen betrachtete. Aber die Geschmeidigkeit ihres Wesens und ihrer Intelligenz, der Wunsch zu gefallen, sowie das psychologische Schriftstellerinteresse für alles Menschliche verliehen ihr das in hohem Grade sympathische Auftreten, wodurch sie alle anzog. Den Sarkasmus ließ sie denen gegenüber, die geistig unter ihr standen, nur selten merken, wenn sie ihr nicht gerade antipathisch waren; dafür aber ließ sie bei solchen, die sie als ihresgleichen betrachtete, ihrer Laune ganz die Zügel schießen. Inzwischen hatte sie das Gesellschaftsleben in Stockholm bald auskosten. Nach ganz kurzer Zeit sagte sie, sie kenne alle Menschen auswendig, und sie fing da an, sich nach einem neuen Stimulus für ihre Intelligenz zu sehnen. Dies war ihr Unglück, dies machte, daß sie sich niemals in Stockholm und vielleicht nirgends auf der Welt zufrieden fühlen konnte, weil sie beständig in geistiger Hinsicht neuer Reize bedurfte, beständig dramatische Ereignisse und raffinierte geistige Genüsse vom Leben verlangte. Das Alltagsleben mit seinem eintönigen Einerlei war ihr aus innerster Seele verhaßt, sie war eine Zigeunernatur, wie sie oft selbst sagte, und alles, was man unter dem Begriff „bürgerliche Tugenden“ befaßt, verabscheute sie aufrichtig.

Sie selbst schrieb diesen Zug ihres Charakters der Abstammung von einer Zigeunerin zu, mit welcher sich ihr Urgroßvater — ich glaube, so war es — vermählt hatte (weßhalb er den Fürstentitel, den die Familie vorher besessen, verlor). Aber dies lag nicht bloß in ihrem Temperament, sondern auch in dem Wesen ihrer Intelligenz, denn so wie sie eine sehr produktive Natur, war sie auch gleicherweise stark rezeptiv und bedurfte, um zu produzieren, der Stimulation durch die Genialität anderer. Daher war ihre ganze wissenschaftliche Wirksamkeit nichts anderes, als eine Ent-

wicklung der Ideen ihres großen Lehrers, und zu ihrer literarischen Produktion bedurfte sie unwillkürlich der Ausbeute von Ideen anderer, die sich mit demselben Fache beschäftigten. Bei diesen Grundzügen ihres Charakters und ihrer Intelligenz ist es natürlich, daß ihr das Leben in einer kleinen Stadt wie Stockholm zu einformig wurde. Nur in den großen europäischen Hauptstädten konnte sie gedeihen, nur dort fand sie die geistige Stimulanz, deren sie bedurfte.

Weihnachten dieses Jahres — 1884 — brachte sie in Berlin zu, und nach der Rückkehr von dort her war es das erste Mal, daß sie den Satz aussprach, den sie seither jedes Jahr wiederholte und der ihre Freunde schmerzte und verwundete: „Die Strecke von Stockholm bis Malmö,“ sagte sie, „scheint mir eine der schönsten Eisenbahnlinien, die ich jemals gesehen. Aber die Strecke von Malmö bis Stockholm ist die abscheulichste, langweiligste, mörderischste Reise, die ich kenne.“

Das Herz schnürt sich mir in der Brust zusammen, wenn ich daran denke, wie viele Male sie diese Reise mit immer wachsender Bitterkeit machen mußte, bis dieselbe sie schließlich in ihr vorzeitiges Grab bringen sollte.

Ein Brief an meinen Bruder aus dieser Weihnachtszeit in Berlin beweist, wie tief melancholisch ihre Grundstimmung oft war, ungeachtet aller äußeren Heiterkeit. Ihre Freunde erzählen, daß sie während desselben Winteraufenthaltes in Berlin fröhlicher und lebenslustiger war, als sie sie jemals gesehen hatten. Sie beklagte, daß sie in ihrer eigentlichen Jugendzeit alle gewöhnlichen Vergnügungen junger Leute versäumt habe und jetzt dafür Ersatz suchen wolle, weshalb sie mit Lektionen im Tanzen und Schlittschuhlaufen begann. Da sie ihre ersten unsicheren Versuche mit Schlittschuhen auf einem öffentlichen Eislaufplatz nicht sehen lassen wollte, arrangierte ihr einer ihrer Freunde und Bewunderer einen abgesonderten Eislaufplatz in seinem eigenen Garten in einem der modernsten Villenviertel Berlins. Gleicherweise wurden

auch die Tanzlektionen in einem besonderen Salon mit einigen Bewunderern als Kavalieren genommen. Sie jagte von einem Vergnügen zum andern und war sehr gefeiert, was ihr immer gefiel.

Aber diese fröhliche Stimmung hielt nicht lange an. Schon nach einem Monate war sie durch eine andere verdrängt worden, die teils durch die Nachrichten von der Krankheit ihrer Schwester, teils auch durch eine kleine Herzensangelegenheit hervorgerufen wurde, welche, wie fast immer, eine für sie wenig glückliche Wendung genommen hatte und der tiefste Grund war, sowohl ihrer so stark aufflammenden Lebenslust, als auch der darauffolgenden tiefen Mutlosigkeit. Am 27. Dezember schreibt sie:

„Ich bin in einer sehr herabgestimmten Gemütsstimmung, denn ich bekomme so schlimme Nachrichten von meiner Schwester. Die Krankheit macht schreckliche Fortschritte. Jetzt hat das Augenlicht gelitten, sie kann weder lesen noch schreiben. Die Ursache ist immer dieselbe, das Herz funktioniert schlecht und die Folge davon sind partielle Blutstokungen und Lähmungen. Ich zittere bei dem Gedanken an den schrecklichen Verlust, der mir vielleicht in nächster Zukunft droht. Wie verabscheuungswürdig ist doch das Leben und wie dumm ist es, weiter fortzuleben. Heute ist gerade mein Geburtstag, ich bin heute 31 Jahre alt\*) und es ist schrecklich zu denken, daß ich vielleicht noch ebenso lange zu leben habe. Wie schön ist es doch in Dramen und Romanen; sobald eine Person entdeckt hat, daß das Leben keinen Wert mehr für sie hat, gleich kommt jemand oder etwas, ihr die Passage ‚dans le Jenseits‘ zu erleichtern. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, steht die Wirklichkeit weit zurück. Man spricht soviel von der Vervollkommnung des Organismus, den die lebenden Wesen durch die natürliche Auswahl so nach und nach bei sich selbst entwickelt haben zc. Ich finde,

\*) Über diese eigentümliche Fiktion bezüglich des Geburtstages und -Jahres siehe die Einleitung.

daß im Grunde die wünschenswerteste Vervollkommenung die Fähigkeit sein würde, schnell und leicht zu sterben. In dieser Hinsicht ist der Mensch entschieden zurückgegangen. Die Insekten und die niederen Tiere können sich niemals zum Sterben bestimmen; es ist unglaublich, wieviel ein Gliedertier leiden kann, ohne aufzuhören zu existieren; aber je höher man in der Skala der Lebewesen steigt, desto rascher und unvermittelter wird der Übergang. Für einen Vogel, für ein wildes Tier, einen Bären, einen Tiger, ist fast jede Krankheit tödlich: entweder Vollgenuß des Lebens oder Tod — kein Leiden. Der Mensch indes hat sich in dieser Beziehung aufs neue den Insekten genähert und viele meiner Bekannten veranlassen mich unwillkürlich an Insekten zu denken, deren Flügel abgerissen, mehrere Glieder zerquetscht, die Füße entzwei sind zc., und die sich gleichwohl nicht entschließen können, zu sterben. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen heute so traurig schreibe. Ich bin wirklich in sehr düsterer Stimmung. Das Schlimmste ist, daß ich keine rechte Lust zur Arbeit habe. Ich habe mich noch nicht zwingen können, mich ernstlich mit meinen Vorlesungen für das nächste Semester zu beschäftigen. Aber von folgendem Probleme habe ich viel geträumt.“ (Folgt eine mathematische Entwicklung.)

Aus demselben Briefe will ich noch folgendes citieren:

„Als Weihnachtsgabe habe ich von Ihrer Schwester einen Artikel von Strindberg erhalten, worin er ebenso klar, wie zweimal zwei vier sind, beweist, daß eine solche Monstrosität, wie ein weiblicher Professor der Mathematik, schädlich, unnütz und unangenehm ist. Ich finde, daß er im Grunde ganz recht hat; das einzige, wogegen ich protestiere, ist, daß sich in Schweden eine so große Anzahl männlicher Mathematiker finde, die mir überlegen seien, und daß es nur aus Galanterie geschehen sei, daß man mich berufen habe.“

## VIII.

## Sport und anderer Zeitvertreib.

In dem Gewimmel der Schlittschuhläufer in der Bucht Nybrovit und auf der königlichen Bahn bei Steppsholm sah man die folgenden Winter fast täglich eine kleine Dame in dicht anschließender, pelzverbrämter Kleidung mit kurzichtigem Blick, die Hände im Muff, sich vorsichtig auf Schlittschuhen vorwärts arbeiten, mit kleinen, unsicheren Schritten, an der Seite eines großen Herrn mit Brille und einer großen und schlanken Dame, welche beide auch nicht besonders sicher auf den Füßen waren.

Während sie ungleichen Schrittes weiterschwanften, sprachen sie stets sehr eifrig, und zuweilen ritzte der Kavalierr mathematische Figuren in das Eis — nicht mit den Schlittschuhen, denn dazu war er zu wenig geschickt, sondern mit dem Stock — und die kleine Dame blieb stehen und betrachtete dieselben aufmerksam. Die beiden kamen nämlich zusammen von der Universität auf den Eislaufplatz und waren anlässlich der Vorlesung des einen oder der andern in eine lebhafte Diskussion geraten, die während des Schlittschuhlaufens fortgesetzt wurde. Zuweilen stieß dann die kleine Dame einen leisen Schrei aus und bat um Gottes willen, auf Schlittschuhen nicht von der Mathematik zu reden, weil sie dann die Balance verlore. Ein anderes Mal war sie es und die große Dame, welche ihre psychologischen Beobachtungen ausbeuteten und sich gegenseitig Pläne zu Romanen oder Dramen mittheilten. Sie stritten auch darüber, wer die Geschickteste in dem edlen Sport sei, dem sie sich augenblicklich ergeben hatten, und so willig sie auch sonst waren, ihre Verdienste gegenseitig anzuerkennen, wollten sie doch in diesem einen Falle einander niemals den Vorzug zuerkennen. Wer aber im Verlaufe dieser Winter mit Frau Kovalevsky in der Gesellschaft zusammentraf, konnte nicht anders glauben, als daß sie eine besonders hervorragende Schlittschuh-

läuferin war, die mit größter Leichtigkeit in einem Wettkampf den großen Preis gewinnen konnte. Sie sprach mit solchem Eifer und solchem Interesse von diesem Sport und war über jeden kleinen Fortschritt darin so stolz, wie über keine der wissenschaftlichen Arbeiten, die sie weltberühmt machten. Denn sie war niemals mit sich selbst so zufrieden, als wenn es etwas galt, was sie nicht imstande war, ja wozu sie überdies ganz und gar kein Talent hatte.

Auch in der Reitschule erschien während dieser Winter ab und zu die kleine Dame mit ihrer großen Begleiterin, denn es konnte nun einmal nicht anders sein, als daß diese beiden bei allem, was sie thaten, beisammen waren. Die berühmte Frau Kovalevsky erregte natürlicherweise überall, wohin sie kam, die größte Aufmerksamkeit, aber kein kleines zwölfjähriges Schulmädchen konnte bei diesen Lektionen kindlicher auftreten, als sie. Ihre Neigung für den Sport war nämlich nicht mit der geringsten Befähigung dazu vereinigt, und kaum war sie dem Pferde auf den Rücken gekommen, als sie von einer solchen Furcht ergriffen wurde, daß sie ihre ganze Selbstbeherrschung verlor und laut schrie, wenn das Pferd die kleinste unerwartete Bewegung machte. Sie verlangte und erhielt auch jederzeit das zahmste und gutmütigste Pferd in der ganzen Reitschule, sagte aber dann zur Erklärung, warum es mit dem Reiten nicht besonders gut gegangen war, immer, daß das Pferd sehr widerspenstig gewesen oder ganz unerhört gestoßen habe, und daß der Sattel ungewöhnlich schlecht gewesen sei. Sie kam nie weiter als höchstens bis zehn Minuten Trab, und wenn das Pferd eben recht in den Gang gekommen war, schrie sie atemlos in ihrem gebrochenen Schwedisch: „Lieber Herr Stallmeister, rufen Sie ‚Halt!‘“

Mit größter Liebenswürdigkeit ließ sie alle Scherze über sich ergehen, denen sie anläßlich dieser Vorfälle seitens ihrer intimeren Freunde ausgesetzt war; wenn sie aber mit einem Fremden von ihren Reitübungen sprach, bekam man bei-

nahe den Eindruck, daß sie eine große Reiterin sei, die kühn die wildesten Tiere in gestrecktem Galopp ritt. Das war nicht Prahlerei, gewiß nicht, sie glaubte selbst daran, das heißt, sie glaubte immer, daß sie das nächste Mal eine wirkliche Kraftleistung aufweisen würde, und sie kam immer in die Reitschule voll der kühnsten Pläne und machte Vorschläge zu weiten Ausflügen zu Pferde. Aber kaum saß sie im Sattel, als dieselbe Angst sie wieder überfiel. Das heißt, nach ihrer eigenen Erklärung war es ganz und gar keine Angst, sondern eine Art Nervosität, die sie für Geräusche besonders empfänglich mache, daher das Getrampel der anderen Pferde sie aus dem Gleichgewichte brächte. Ihre Freunde konnten apropos dessen der Versuchung nicht widerstehen, zu fragen, was es denn für ein Geräusch sei, das sie außer sich vor Schrecken über Stod und Stein springen machte, wenn sie eine gutmütige Kuh gehen und auf einer Wiese weiden sah oder einem Hunde begegnete, der an ihr schnüffelte.

Übrigens beschreibt sie selbst ganz vortrefflich diese Art Furchtsamkeit bei einer sonst großen Persönlichkeit in ihrer nachgelassenen Novelle „Vera Borontzoff“ auf folgende Weise:

„In dem gelehrten Kreise, der W. bisher umgeben, würde es am allerwenigsten jemand eingefallen sein, ihn der Furchtsamkeit zu verdächtigen. Im Gegenteil lebten seine Kollegen in beständiger Angst, daß er durch seine unglaubliche Rücksichtslosigkeit auch sie in Verlegenheit bringen könnte. Sich selbst hielt er auch für einen, dem Kopf und Herzen nach sehr mutigen Mann. In seinen heimlichen Träumen, solchen, die man nicht einmal seinen nächsten Freunden mitteilt, liebte er, sich selbst in die gefährlichsten Lagen zu versetzen, und mehr als einmal hatte er in seinem stillen Arbeitszimmer an der Verteidigung gestürmter Barrikaden teilgenommen. Aber nichtsdestoweniger, trotz seiner von allen anerkannten Tapferkeit, hatte W. vor den Stadthunden großen Respekt und auch mit dem Zuchtschwein der Stadt vermied er sorgfältig, Bekanntschaft zu machen.“

Was Sonja betrifft, so übertrieb sie vielleicht auch ihre eigene Furcht aus unbewußter weiblicher Koketterie. Sie hatte die von Männern sehr geschätzte weibliche Eigenschaft, Gefallen daran zu finden, sich beschützen zu lassen.

Mit männlicher Kraft und männlichem Geiste, sowie einem in gewissen Fällen unbeugsamen Charakter, vereinigte sie einen hohen Grad weiblicher Hilfslosigkeit. Sie bedurfte immer einer Stütze an ihrer Seite, eines Freundes, der ihr in allen Schwierigkeiten beistand und ihr das Leben erleichterte. Sie hatte auch fast immer und überall einen solchen gefunden und war, in Ermangelung dessen, so unglücklich und hilflos wie ein unerfahrenes Kind. Sie konnte sich selbst kein Kleid kaufen, konnte ihre Sachen nicht in Ordnung halten, nicht den Weg in einer Stadt finden — in Stockholm lernte sie in der That sich nur in den Gassen zurechtfinden, wo sie regelmäßig ging, zur Universität und zu ihren nächsten Freunden — sie konnte nicht ihre Geschäfte, nicht ihren Haushalt besorgen, nicht ihr Kind pflegen, das sie immer in der Obhut anderer lassen mußte — kurz gesagt, sie war so großartig unpraktisch, daß jede der kleinen Sorgen des täglichen Lebens ihr eine unerträgliche Last wurde. Und wenn es galt, sich Einkünfte, einen Verleger zu schaffen, Anstalten zur Erreichung eines Zieles zu treffen, war sie gleichfalls außer stande, ihre Interessen selbst zu handhaben. Aber sie fand jederzeit auf ihrem Wege einen ergebenen Freund, der ihre Interessen zu den seinigen machte und dem sie alle Lasten auflegen konnte.

Bei jeder Eisenbahnstation, wo sie auf ihren vielen Reisen ausstieg, stand immer jemand bereit, sie zu empfangen, ihr Platz zu schaffen, sie zu begleiten, ihr zu dienen. Und es war ihr eine solche Freude, diese Dienste anzunehmen, sie fühlte sich so glücklich, sich beschützt und in diesen Kleinigkeiten abhängig zu wissen, daß sie, wie gesagt, ihre Furcht und Hilfslosigkeit gerne übertrieb. Und bei alledem dürfte sich kaum irgendwo ein Weib gefunden haben, das mehr als

sie außer Stande war, wirklich und in tieferem Sinne von einem andern abhängig zu sein.

\* \* \*

In einem Briefe in deutscher Sprache an den Freund und Bewunderer in Berlin, der sie tanzen und Schlittschuhlaufen gelehrt hatte, schildert Sonja selbst ihr Leben in Stockholm während des Winters 1885:

„Stockholm, April 1885.

Lieber Herr H.!

Ich fühle mich sehr tadelnswert, weil ich Ihren freundlichen Brief noch nicht beantwortet habe. Meine einzige Entschuldigung liegt in der Menge der verschiedenen Geschäfte, welche während der letzten zwei Monate meine Zeit in Anspruch genommen haben. Ich werde Ihnen alles erzählen, was ich während dieser Zeit gethan habe.

Fürs erste mußte ich natürlicherweise an meine drei Vorlesungen in der Woche in schwedischer Sprache denken. Ich lese über die algebraische Einleitung in die Theorie der Abel'schen Funktionen, und überall in Deutschland hält man diese Vorlesungen für die schwierigsten. Ich habe besonders viele Zuhörer und fast alle sind mir bis jetzt geblieben, höchstens zwei, drei sind mir untreu geworden.

Zweitens habe ich während dieser Zeit eine kleine mathematische Abhandlung geschrieben, welche ich demnächst Weierstraß mit dem Ersuchen senden werde, sie in Borchardts Journal veröffentlichen zu lassen.

Drittens habe ich zusammen mit Mittag-Leffler eine sehr große mathematische Arbeit begonnen, von welcher wir uns viel Freude und Erfolg versprechen. Doch ist das noch ein Geheimnis, und Sie dürfen davon niemand erzählen.

Viertens habe ich mit einem sehr angenehmen Menschen Bekanntschaft gemacht, der soeben aus Amerika nach Stockholm gekommen und jetzt Redakteur der größten schwedischen Zeitung ist. Dieser hat mir zugeredet, auch für seine Zei-

tung zu arbeiten, und da ich, wie Sie wohl schon bemerkt haben, nie ruhig zuschauen kann, wenn meine Freunde etwas thun, ohne gleich selbst dasselbe thun zu wollen, so habe ich schließlich eine Reihe kleiner Zeitungsartikel für ihn geschrieben.\*) Für den Augenblick ist nur einer derselben, aus meinen persönlichen Erinnerungen, fertig, und ich schicke Ihnen denselben, da Sie doch so gut schwedisch verstehen.

Fünftens (last not least) können Sie sich vorstellen, wie unwahrscheinlich es Ihnen auch dünken mag, daß wirklich eine ordentliche Schlittschuhläuferin aus mir geworden ist? Seit Ende voriger Woche bin ich fast täglich auf dem Eise gewesen. Es thut mir so leid, daß Sie nicht sehen können, wie ordentlich ich schließlich laufen gelernt habe. Bei jedem Fortschritt habe ich immer an Sie gedacht. Jetzt kann ich sogar ganz sicher nach rückwärts laufen, und vorwärts vollkommen sicher und wirklich schnell!!

Alle meine Bekannten hier haben sich sehr darüber gewundert, daß ich diese schwere Kunst so schnell erlernt habe. Um mich über das Verschwinden des Eises einigermaßen zu trösten, habe ich angefangen, in Gesellschaft meiner Freundin passioniert zu reiten. Jetzt, da wir zu Ostern einige Wochen frei haben, nehme ich mir vor, jeden Tag wenigstens eine Stunde zu reiten. Das amüsiert mich auch sehr. Ich weiß nicht, was ich vorziehen soll, Reiten oder Schlittschuhlaufen.

Damit ist's mit meinem Leichtsinne noch nicht zu Ende. Den 15. April giebt es hier ein großes Volksfest. Diese Volksfeste scheinen etwas sehr Schwedisches, eine Art Bazar zu sein. Wir sind hundert Damen, die da in verschiedenen Kostümen auftreten und alle möglichen Sachen zum Besten eines Volksmuseums verkaufen sollen. Ich werde natürlicherweise Zigeunerin sein, schrecklich anzuschauen. Ich habe fünf andere junge Damen herangezogen, die mein Schicksal

---

\*) In Wirklichkeit hatte sie damals bloß einen einzigen geschrieben, aber in ihrer lebhaften Phantasie wurde die Absicht gleich zur That.  
Anmerkung der Verfasserin.

teilen sollen. Wir bilden eine Zigeunerschar, haben unser Zelt und unsere ‚Marschälle‘, Zigeunerjungen, die uns helfen sollen. Wir haben auch einen russischen Samowar, aus welchem wir Thee servieren sollen.

Was sagen Sie jetzt wohl, bester Herr H., zu meinem Leichtsinne?

Heute Abend habe ich auch großen Empfang in meiner kleinen Wohnung, eigentlich das erste Mal, seitdem ich nach Stockholm gekommen bin.“

Im Frühjahr dieses Jahres begann man auch davon zu reden, daß Sonja ein Dekret als Professorin der Mechanik bekommen sollte, anläßlich der schweren Erkrankung Professor Holmgrens. Hierüber schreibt sie den 3. Juni an Mittag-Leffler, der damals Stockholm verlassen hatte:

„Stockholm, 3. Juni 1885.

... Ich bin bei Lindhagen gewesen, der mir gesagt hat, daß das Rektorat darüber einig sei, ich müsse Holmgren supplieren, daß man dies aber noch nicht bekannt machen wolle, weil es einen schädlichen Einfluß auf Holmgren haben könne, der sehr krank ist, es aber selbst nicht zu ahnen scheint. Ich sagte Lindhagen, daß ich dies vollkommen richtig fände und daß ich ganz zufrieden sei, zu wissen, daß das Rektorat der Meinung ist, ich müsse Holmgren supplieren, falls er im Herbst nicht lesen kann; wenn aber, gegen unser Vermuten, Holmgren sich erholen sollte, würde ich dies als ein so glückliches Ereignis ansehen, daß ich meine Arbeit ganz und gar nicht als verloren betrachtete. Ich bin besonders zufrieden, mein lieber Freund, daß die Sache sich so schön geordnet hat, und ich werde mir jetzt alle Mühe geben, um meine Vorlesungen so gediegen als möglich zu halten. Moralische Historien sind in Büchern immer sehr langweilig, aber es ist erbaulich und aufmunternd, wenn sie im Leben sich abspielen; ich bin daher doppelt zufrieden, daß mein Grundsatz ‚pas trop de zèle‘ auf eine so glänzende und unerwartete Weise

widerlegt worden ist. Ich hoffe auch, daß Sie keinen Anlaß finden werden, mir vorzuwerfen, daß ich gar zu leicht den Mut verliere. Übrigens müssen Sie, mein treuer Freund, nicht vergessen, daß ich Russin bin.

Wenn eine Schwedin müde oder bei schlechter Laune ist, schmolzt sie und schweigt; folglich schlägt der üble Humor Wurzel und wird oft eine chronische Krankheit. Eine Russin dagegen beklagt sich und jammert sich so stark aus, daß dies bei ihr in moralischer Hinsicht dieselbe Wirkung hervorbringt, wie Fliederthee bei einem Katarrh in physischer Beziehung. Ich muß Ihnen übrigens sagen, daß ich nur, wenn mir etwas wenig weh thut, mich beklage und jammere; wenn ich großen Schmerz habe, schweige ich auch, und da kann mir niemand ansehen, daß ich verzweifelt bin. Was meinen Vorwurf Ihnen gegenüber betrifft, allzu optimistisch zu sein, so möchte ich um nichts in der Welt wünschen, daß Sie anders würden. Dieser Fehler steht Ihnen so gut und die leuchtendste Probe, die ich noch von Ihrem Optimismus erhalten habe, ist die gute Meinung, die Sie immer von mir hatten. Jetzt können Sie sich vorstellen, wie wenig Freude ich daran hätte, wenn Sie sich änderten . . .“

Kurz darauf reiste Sonja nach Rußland, um den Sommer theils in Petersburg bei ihrer kranken Schwester, theils in Moskau und dessen Umgebung bei ihrer Freundin und ihrer kleinen Tochter zuzubringen. Ich theile einige Briefe von dorthier mit. Sie sind nicht sehr inhaltsreich, denn sie liebte das Brieffschreiben nicht, weshalb auch unsere Korrespondenz niemals lebhaft war; sie enthalten aber doch immer Bruchstücke ihrer Lebensgeschichte und sind auch oft in ihrer knappen Form charakteristisch für die Stimmung, die sie beherrschte, während sie schrieb, weshalb sie jedenfalls wertvolle Beiträge zu ihrem Charakterbilde sind.

Ich war in der Schweiz mit meinem Bruder und hatte sie aufgefordert, dahin zu reisen und mit uns zusammenzutreffen, als ich folgenden Brief erhielt:

„Meine liebste Anna Charlotte!

Soeben habe ich deinen freundlichen Brief erhalten. Du kannst dir nicht vorstellen, welche große Lust ich hätte, mich sofort auf die Reise zu machen, um dich und deinen Bruder in der Schweiz zu treffen und dann mit euch die höchsten Gipfel der Alpen zu besteigen. Ich habe eine genug lebhaftere Einbildungskraft, mir vorzustellen, wie angenehm dies wäre und welche glückliche Wochen wir zusammen verleben könnten. Unglücklicherweise werde ich jedoch durch allerlei Gründe hier zurückgehalten, der eine dümmere und langweiligere als der andere.

Vor allem habe ich versprochen, bis ersten August hier zu bleiben, und obschon ich im Prinzip entschieden der Meinung bin, daß der Mensch Herr seines Wortes ist, sind doch die alten Vorurteile bei mir so stark, daß ich nimmer davon abstehe, wenn es gilt, meine Theorien ins Werk zu setzen und mich anstatt zum Herrn, zum Sklaven meines Wortes mache. Übrigens sind noch viele andere Umstände, die mich hier zurückhalten. Dein Bruder (der mich im Grunde ganz gut kennt und beurteilt, obschon man sich wohl hüten muß, ihm das zu sagen, um seiner Eitelkeit nicht allzusehr zu schmeicheln) hat oft gesagt, daß ich sehr impressionabel bin und daß es immer Pflichten und Eindrücke des Augenblickes sind, die meine Handlungen bestimmen.

In Stockholm, wo man mich als Vorkämpferin der Frauenfrage behandelt, fange ich auch zu glauben an, daß es meine ernsteste und gebieterischste Pflicht ist, 'mein Genie' zu pflegen und zu entwickeln. Aber ich muß demütig bekennen, daß man mich hier\*) jeder neuen Bekanntschaft als 'Jonfis Mama' vorstellt, und du kannst dir nicht denken, welche Wirkung dieser Umstand ausübt, meine Eitelkeit zu dämpfen und eine ganze Menge weiblicher Tugenden in mir hervorzulocken, welche wie Pilze aufschießen und die du mir

\*) Auf dem Lande in Moskaus Umgebung, wo sie sich bei ihrer Freundin aufhielt, die ihr Töchterchen in Obhut hatte.

niemals zugetraut hättest. Rechne noch die Hitze hinzu, die mein Gehirn erweicht, und du kannst dir vorstellen, wie ich in diesem Augenblicke aussehe. In Kürze, das Resultat aller dieser kleinen Kräfte und schwachen Einflüsse, welche in diesem Augenblicke deine arme Freundin beherrschen, ist stark genug, um mich hier wenigstens bis zum 15. August zurückzuhalten.

Das einzige, was ich hoffen kann, ist, euch in der Normandie zu treffen, um dann mit deinem Bruder nach Aberdeen zu reisen. Schreibe mir bald, liebe, gute Anna Charlotta. Wie bist du glücklich und wie beneide ich dich — du kannst dir dies nicht vorstellen. Schreibe wenigstens. Ich werde alles mögliche thun, um euch in der Normandie zu treffen.

Bien à toi

Sonja."

Wie gewöhnlich fehlt in ihrem Briefe das Datum.

Ungefähr gleichzeitig schrieb sie folgendes an meinen Bruder:

"Cher Monsieur!

Soeben habe ich Ihren freundlichen Brief Nr. 8 erhalten, und ich beeile mich, zu antworten, obschon ich Ihnen absolut nichts Interessantes mitzuteilen habe. Unser Leben ist in dem Grade einförmig, daß ich nicht bloß die Fähigkeit, zu arbeiten, sondern auch die, mich um etwas zu kümmern, verliere. Ich habe das Gefühl, daß, wenn dies lange dauert, ich allmählich in eine Pflanze verwandelt werde. Es ist wirklich eigentümlich, daß, je weniger man zu thun hat, man desto weniger imstande ist, zu arbeiten; bei mir wenigstens ist es so. Ich bedarf unwillkürlich eines äußeren Reizes, um mich zur Arbeit zu setzen. Hier thue ich absolut gar nichts. Ich sitze den ganzen lieben Tag mit einer Stiderei in der Hand, ohne den Schatten eines Gedankens in meinem Gehirn. Die Hitze ist übrigens jetzt hier drückend geworden. Nach der Kühle und dem Regen, die wir anfangs hatten, ist der Sommer plötzlich ernstlich gekommen, und ein

echter russischer Sommer, so daß man im Schatten Eier kochen kann . . .“

Auch an ihren Freund, Herrn S. in Berlin, sendet sie eine scherzhafte Schilderung ihres stillstehenden Lebens in diesem Sommer:

„Ich lebe jetzt bei meiner Freundin Julie L. auf einem kleinen Landgute, das sie in der Nähe von Moskau besitzt. Ich habe meine Tochter gesund und fröhlich gefunden. Ich weiß nicht, wer von uns, sie oder ich, sich über unser Wiedersehen am meisten gefreut hat. Jetzt werden wir uns nicht mehr trennen, wenigstens für längere Zeit nicht, denn im Herbst soll sie mit mir nach Stockholm kommen. Sie wird bald sechs Jahre alt und ist ein ganz verständiges Mädchen für ihr Alter. Man sagt allgemein, daß sie mir sehr ähnlich sieht, und ich glaube selbst, daß ich in meiner Kindheit ungefähr so war wie sie.

Meine Freundin ist sehr herabgestimmt, da sie jüngst ihre einzige Schwester verloren hat. Darum ist es in unserem Heim sehr still und düster. Unser Umgang besteht fast ausschließlich aus alten Damen, vier alte Jungfrauen wohnen mit uns zusammen, und da alle in tiefer Trauer einhergehen, macht unser Haus beinahe den Eindruck eines Nonnenklosters. Wir essen auch ebensoviel, wie es im Kloster Brauch ist, und viermal im Tage trinken wir Thee mit allerhand eingelegten Früchten, Backwerk und Süßigkeiten, was uns bedeutend die Zeit vertreiben hilft. Indes versuche ich, uns auch in anderer Weise eine kleine Abwechslung zu verschaffen.

So hatte ich zum Beispiel heute Julie überredet, mit mir allein, ohne Kutscher, zur nächsten Stadt zu fahren, indem ich ihr versicherte, daß ich ganz vortrefflich fahren könne. Wir kamen auch glücklich an unseren Bestimmungsort, aber auf der Heimfahrt scheute das Pferd, der Wagen wurde wider einen Holzstamm geschleubert und wir fielen in den Graben. Die arme Julie hat ihren Fuß verletzt, aber ich, die Straf-

bare, bin bei diesem Abenteuer ohne Schaden davongekommen.“

Etwas später schreibt sie an denselben Herrn:

„Unser Leben hier ist so einförmig, daß ich Ihnen nichts anderes zu sagen habe, als für Ihren Brief zu danken. In der letzten Zeit habe ich nicht einmal jemand aus dem Wagen geworfen; unser Leben fließt so still dahin, wie das Wasser in dem Teich, der unseren Garten hier ziert. Auch mein Denkvermögen scheint mir stillzustehen. Ich sitze den ganzen Tag mit einer Handarbeit und denke an absolut nichts.“

Im Zusammenhange hiermit verdient die ungewöhnliche Fähigkeit hervorgehoben zu werden, die Sonja hatte, in den Pausen zwischen der Arbeit nichts zu thun. Sie behauptete oft, daß sie nie so glücklich wäre, als während dieser Perioden völliger Faulheit, wo es ihr eine Anstrengung erschien, sich von dem Lehnstuhle zu erheben, auf welchen sie niedergesunken war, und der nächstbeste unterhaltende Roman, eine rein mechanische Handarbeit, sowie Cigaretten und Thee die ganze Beschäftigung ausmachten, deren sie bedurfte. Es war vermutlich ein großes Glück für sie, daß sie dieses Vermögen besaß, auf die allzu anstrengende Gehirnarbeit und die unablässige geistige Erregung, der sie sich mitunter überließ, eine Reaktion eintreten zu lassen. Vielleicht war es ihre russisch-deutsche Herkunft, welche diese starken Übergänge in ihrem Wesen bedingte.

Aus den erwähnten Reisevorschlägen wurde nichts. Sonja blieb den ganzen Sommer in Rußland und wir sahen uns erst im September in Stockholm wieder.

## IX.

### Wechselnde Stimmungen.

Während des jetzt folgenden Winters begann das sentimentale Element eine große Rolle in Sonjas Seelenleben zu spielen. Sie fand im gesellschaftlichen Leben nichts mehr, das sie erfüllte und interessierte, sie war von ihrer Arbeit

nicht stark in Anspruch genommen, ihre Vorlesungen interessierten sie nicht besonders, und in dieser Lage war sie immer einer übertriebenen Selbstbetrachtung, einem Grübeln über ihr Schicksal und einem Gram darüber anheimgefallen, daß ihr das Leben nicht das geschenkt habe, was sie sich am meisten wünschte.

Sie sprach nicht länger davon, daß die Menschen in zwei Hälften geteilt seien und daß eine einzige Neigung für das ganze Leben bestimmend werden müsse, sondern schwärmte statt dessen für eine Vereinigung zwischen Mann und Weib, welche derart sein sollte, daß die Intelligenz des einen die des andern unterstütze, so daß sie nur zusammen die vollreifen Früchte ihres Genies pflücken könnten. Gemeinschaftliche Arbeit in einem Liebesverhältnisse zwischen Mann und Weib war jetzt ihr Ideal geworden, und sie träumte nur, den Mann zu finden, der in diesem Sinne ihr zweites Ich werden sollte. Die Überzeugung, daß sie diesen niemals in Schweden finden könne, rief einen beginnenden Widerwillen gegen dieses Land hervor, wohin sie anfänglich mit so vielen Erwartungen und Hoffnungen gekommen war.

Diese Idee von gemeinsamer Arbeit war auf ihr innerliches Bedürfnis nach geistiger Gemeinschaft mit einem andern Menschen gegründet, sowie auf das wirkliche Leid, das ihr das Gefühl geistiger Einsamkeit verursachte. Sie konnte beinahe nicht arbeiten, ohne jemand in ihrer nächsten Umgebung zu haben, der in demselben Gedankenkreise lebte wie sie. Die Arbeit an und für sich, das abstrakte Suchen nach wissenschaftlichen Wahrheiten befriedigte sie nicht, sie wollte verstanden werden, wollte, daß man ihr auf halbem Wege entgegenkomme, sie bewundere und ermuntere um jedes Fortschrittes willen, den sie machte, jedes neuen Gedankens wegen, der in ihr entstand. Sie wollte ihres Geistes Kind jemand schenken, jemand damit bereichern, nicht bloß die Menschheit im abstrakten Sinne, sondern ein bestimmtes Individuum, das ihr dafür das seinige geben sollte.

Trotzdem sie Mathematikerin war, schwebten ihr nicht bloß abstrakte Ziele vor, denn sie war leidenschaftlich persönlich in ihrem ganzen Denken und Urteilen. Mittag-Leffler pflegte oft zu äußern, daß dieses Bedürfnis nach Verständnis eine weibliche Schwachheit bei ihr sei. Wirklich geniale Männer seien nicht auf diese Weise von anderen abhängig. Sie aber behauptete das Gegenteil und führte eine Menge Beispiele von Männern an, denen die Liebe zu einem Weibe ihre besten Ideen eingegeben habe. Die meisten dieser waren indes Dichter; unter den Gelehrten war es schwieriger, Belege für diesen Satz zu finden, obschon Sonja um Argumente, ihre Behauptungen zu beweisen, nie verlegen war. Konnte sie keine Thatsachen vorführen, konstruierte sie solche mit großer Geschicklichkeit. Und gewiß ist, daß es ihr gelang, eine Menge Beispiele vorzuführen, wie gerade das Gefühl der Einsamkeit das größte Leid fast aller tiefer angelegten Naturen sei, daß der Fluch auf dem Menschen ruhe, sich immer als das höchste Glück zu träumen, ganz und gar in einem andern Wesen aufgehen zu können und doch immer im Innersten einsam bleiben zu müssen.

Ich erinnere mich besonders an den Frühling 1886. Der Frühling war immer eine Prüfungszeit für Sonja, die Gärung und Unruhe der Natur, die sie selbst so meisterhaft zuerst in „Vae Victis“, später in „Bera Woronzoff“ geschildert hat, übten immer einen starken Einfluß auf sie, machten sie unruhig, nervös, voll Sehnsucht und Ungebuld. Besonders entnervten sie die lichten Nächte, die ich dagegen liebte. „Dieser ewige Sonnenschein,“ sagte sie, „der so vielversprechend scheint, hintergeht doch alle, denn die Erde bleibt kalt, die Entwicklung geht gerade so zurück, wie sie gekommen ist, und der Sommer erscheint wie ein Gaukelbild, das man niemals festhalten kann. Daß die lichten Nächte lange vor der Sommerwärme kommen, ist so aufreizend, da sie eine Freude zu versprechen scheinen, die sie doch nicht gewähren.“

Sie konnte in solchen Zeiten nicht arbeiten und behauptete in dieser Stimmung immer, daß die Arbeit an und für sich, das wissenschaftliche Schaffen als solches, nichts wert seien, weder der Menschheit eine Freude bereiten, noch sie vorwärts bringen könnten; daß es eine Thorheit sei, seine Jugendjahre durch Arbeit zu vergällen, ein Unglück speciell für eine Frau, wissenschaftlich begabt zu sein und dadurch in eine Sphäre hineingezogen zu werden, welche allein sie niemals glücklich machen könne.

Sobald das Semester in Stockholm zu Ende war, beeilte sie sich, wie immer, „die schöne, kurze und ruhige Reise“ über Malmö ins Ausland anzutreten. Sie reiste nach Paris und schrieb von dorthier einen einzigen Brief an mich. Gegen ihre Gepflogenheit ist derselbe datiert:

„26. Juni 1886. 142 Boulevard d'Enfer.

Liebe Anna Charlotte!

In diesem Augenblicke erhalte ich deinen Brief. Ich werfe mir schrecklich vor, daß ich dir nicht früher geschrieben habe. Gerne gestehe ich, daß ich meinerseits vielleicht ein wenig jalouse war und daß ich glaubte, du kümmerdest dich gar nicht mehr um mich. Damit mein Brief mit der heutigen Post abgehen kann, darf ich dir nur einige Zeilen schreiben, um dir zu sagen, daß du ganz unrecht hast, mir vorzuhalten, ich vergesse euch, wenn ich fort bin. Niemals habe ich vielleicht so lebhaft gefühlt, wie sehr ich euch liebe, dich und deinen Bruder. Jedesmal, wenn ich irgend eine Freude habe, denke ich unwillkürlich an euch. Ich unterhalte mich sehr gut in Paris, denn alle Mathematiker und viele Nichtmathematiker machen viel Wesens von mir („font grand cas de moi“). Aber ich sehne mich schrecklich, einen bösen Bruder und eine schlimme Schwester wiederzusehen, die für mein Leben vollkommen unentbehrlich geworden sind. Vor 5. Juli kann ich hier nicht abreisen, ich komme also nicht

nach Christiania zu Beginn der Naturforscherversammlung.\*) Kannst du mich (in Kopenhagen) erwarten, damit wir die Reise miteinander machen? Antworte gleich. Ich habe dein Buch\*\*) Jonas Lie\*\*\*) gegeben. Er spricht sehr freundlich von dir. Er hat meinen Besuch erwidert, hatte aber damals dein Buch noch nicht gelesen. Er meint auch, daß du mehr Talent für den Roman als für das Drama hast. Ich werde Jonas Lie noch einmal vor meiner Abreise sehen.

Ich umarme dich innig. Ich sehne mich, dich wiederzusehen, meine liebe, liebe Anna Charlotte.

Tout à toi

Sonja."

Wie gewöhnlich konnte sie sich von Paris nicht früher als im letzten Augenblicke losreißen, so daß sie erst zu Ende der Naturforscherversammlung in Christiania eintraf. Ich war an starke Veränderungen ihrer Stimmung gewöhnt, aber diesmal war doch der Kontrast zwischen ihrer jetzigen Gemütsstimmung und der, die sie das ganze Jahr und besonders im Frühling in Stockholm beherrschte, zu auffallend. Sie war mit Poincaré und anderen großen Mathematikern in Paris zusammen gewesen und hatte im Gespräch mit diesen wiederum die Lust erwachen gefühlt, sich ernstlich mit jenem Problem zu beschäftigen, dessen Lösung ihr Berühmtheit und den großen Preis der französischen Akademie der Wissenschaften eintragen sollten. Und jetzt war wieder nichts auf der Welt, für das es wert wäre zu leben, als die Wissenschaft; alles andere, persönliches Glück, Liebe, Naturschwärmerei, Traumleben war nur Unsinn, das Suchen nach wissenschaftlichen Wahrheiten an und für sich der denkbarste schönste Lebenszweck und der Austausch von Ideen mit geistig Gleich-

---

\*) Wir waren übereingekommen, uns in Norwegen zu treffen und den Rest des Sommers zusammen zuzubringen.

\*\*) „En sommarsaga“ (Ein Sommermärchen).

\*\*\*) Bedeutender norwegischer Novellist.

stehenden, ohne irgend ein persönliches Band, das Herrlichste, was es geben könnte.

Von Siljord aus machten wir auch eine Bergpartie zu Fuß, gewiß die erste, die Sonja jemals unternommen hat. Sie war kühn, geschwind und unermüdblich im Klettern, entzückt über die Schönheit der Natur, voll Freude und Lebenslust, welche nur hier und da durch den Schreck über einige Rülhe in der Nähe eines Säters oder die Furcht vor sich loslösenden Steinen, wenn wir über Geröll mußten, gestört wurde, wo sie dann allerhand kindliche, leise Angstrufe ausstieß, was die übrige Gesellschaft sehr ergötzte. Sie hatte viel Natursinn, ihre Phantasie und ihr Gefühl waren für die Poesie des Naturlebens, die Stimmung einer Landschaft, einer Beleuchtung sehr empfänglich. Da sie aber äußerst kurzfristig war und aus Abneigung vor dem traditionellen äußeren Kennzeichen eines Gelehrten keine Augengläser tragen wollte, sah sie in der That von den Details der Landschaft nichts und würde gewiß nicht imstande gewesen sein, zu berichten, welche Bäume dort wuchsen, wo sie hinkam, welche Saat die Erde trug, wie die Häuser gebaut waren etc. Daß sie dessenungeachtet in ein paar ihrer Arbeiten, wie die schon genannten Frühlingsbilder, nicht nur die Stimmung, sozusagen die Seele der Natur, sondern auch eine feinsinnige und exakte Schilderung der rein materiellen Einzelheiten zu geben vermocht hat, beruhte mehr auf theoretischem Wissen, als auf eigener Beobachtung. Sie besaß sehr gründliche naturwissenschaftliche Kenntnisse, war ihrem Manne bei der Übersetzung von Brehms „Die Vögel“ behilflich gewesen und hatte, wie bereits erwähnt, mit ihm Paläontologie und Geologie studiert, sowie persönlichen Umgang mit vielen der hervorragenden Naturforscher der Gegenwart gehabt.

Sie war aber keine feine Beobachterin, wenn es unbedeutende und alltägliche Naturerscheinungen galt, sie hatte für das Detail in der Natur keinen Sinn und es fehlte ihr an ausgeprägtem Schönheitssinn. Die einförmigste Land-

schaft wurde in ihren Augen schön, wenn sie in guter Stimmung war, und sie konnte gegen die herrlichsten, vollendetsten Konturen und Farben gleichgültig sein, wenn sie persönlich verstimmt war. Ebenso verhielt es sich mit ihrem Urtheile über das Äußere der Menschen, sie entbehrte vollständig des Blickes für die Reinheit und Harmonie der Züge, für Proportionen, Farben und andere objektive Bestimmungen der Schönheit. Solche Personen, die ihr Sympathie einflößten oder einige der äußerlichen Eigenschaften besaßen, die sie besonders bewunderte, fand sie schön, die anderen häßlich. Jemand, der blond war, sei es Mann oder Frau, hielt sie bald für schön, aber Leute von dunklem Haar kaum.

Im Zusammenhang damit kann ich nicht unterlassen, ihren bei einer so reich begabten Natur eigentümlichen Mangel an Kunstsinne hervorzuheben. Sie hatte Jahre ihres Lebens in Paris zugebracht und niemals den Louvre besucht; weder Gemälde, Skulpturen, noch Architektur lenkten irgendwie ihre Aufmerksamkeit auf sich, und die Ausschmückung des Zimmers, schöne Industrieerzeugnisse und dergleichen ließen sie im allgemeinen gleichgültig.

Inzwischen war sie, wie gesagt, von der norwegischen Scenerie sehr entzückt und von den Leuten, die wir trafen, sehr sympathisch berührt. Wir hatten die Absicht, die Reise im Karriol durch ganz Telemarken über den Haukeliberg fortzusetzen, um dann zur Westküste herabzusteigen, wo wir Alexander Rielland im Fäder besuchen wollten. Aber trotzdem sie seit mehreren Jahren von dieser Reise durch Norwegen geträumt hatte, trotzdem ihr alles gefiel und sie auch lebhaft wünschte, Riellands Bekanntschaft zu machen, war jetzt eine andere Stimme in ihr so stark, daß sie derselben nicht widerstehen konnte. Und so beschloß sie mitten auf dem Wege, während wir uns auf einem Dampfschiffe in einem der großen Binnenseen befanden, die gleich vom Meere abgeschnittenen Fjorden tief in Telemarken einschneiden, plötzlich nach Christiania und Schweden zurückzukehren, um sich

in Ruhe auf dem Lande niederzulassen und zu arbeiten. Sie verließ mich und bestieg ein anderes Dampfboot, das sie über Skien zurück nach Christiania brachte.

Ich konnte nichts einwenden, sie nicht tadeln, denn ich wußte ja wohl, daß, wenn der Schaffensgeist über einen kommt, man dessen Stimme gehorchen muß; alles andere, wie schön es einem auch sonst scheinen mag, wird gleichgültig und unbedeutend, man wird wie taub und blind für das, was einen umgiebt, und lauscht nur der inneren Stimme, die stärker ruft, als das Rauschen des Wasserfalls und der Orkan auf dem Meere.

Für mich war dies natürlich ein Strich durch die Rechnung. Ich setzte indes die Fahrt mit einem zufälligen Reisekameraden fort, besuchte Rielland, kehrte später ins Ostland zurück und nahm an einem Feste in Sagatuns Volkshochschule teil, was alles zusammen ohne Zweifel Sonja ebensoviel Freude wie mir gemacht, wenn sie ihre innere Freiheit gehabt hätte.

Mehrere Male konnte ich diesen Zug bei ihr beobachten. Sie konnte in dem lebhaften Gespräche auf einem Ausfluge, in einer Abendgesellschaft, scheinbar ganz von der Umgebung in Anspruch genommen sein, plötzlich kam eine Stille über sie, ihr Blick wurde abwesend, ihre Antworten zerstreut. Dann empfahl sie sich rasch, und keine Überredungen, keine vorhergegangenen Abmachungen, keine Rücksichten konnten sie bewegen zu bleiben. Sie wollte nach Hause und arbeiten.

Ich habe ein kleines Billet von ihr, aus dem Frühling desselben Jahres, welches in dieser Hinsicht charakteristisch ist. Wir hatten zusammen mit ein paar anderen Personen einen Ausflug zu Wagen in die Umgebung von Stockholm verabredet, als es sie im letzten Augenblicke reute und sie folgende Entschuldigung schrieb:

„Liebe Anna Charlotte!

Heute Morgen erwachte ich mit der besten Absicht, mich zu unterhalten; plötzlich fand sich mein Großvater, der deutsche

Bedant, bei mir ein; er zog alle die gelehrten Abhandlungen hervor, die ich mir während der Osterferien zu studieren vorgenommen, und machte mir die ernsthaftesten Vorwürfe, daß ich auf so unwürdige Weise meine Zeit vergeube. Seine strengen Worte trieben meine arme Großmutter, die Zigeunerin, in die Flucht. Jetzt sitze ich bei meinem Schreibtische in Pantoffeln und im Morgenanzuge, ganz in mathematische Spekulationen versunken, und spüre nicht die geringste Lust, an eurer Ausfahrt teilzunehmen. Ihr seid so viele, daß ihr ebenso vergnügt auch ohne mich sein könnt, und ich hoffe deshalb, daß ihr meine strafbare Abtrünnigkeit verzeihen werdet.

Deine ergebene

Sonja."

Es war abgemacht, daß wir uns im Spätsommer in Jämtland wiederfinden sollten, wo Sonja sich mit der Familie meines Bruders niedergelassen hatte. Aber kaum war ich dort angelangt, als Sonja abreisen mußte, da sie durch ein Telegramm nach Rußland zu ihrer Schwester gerufen wurde, die einen neuen ernsten Anfall ihres Leidens bekommen hatte.

Als sie im September wiederkam, hatte sie ihre kleine, damals bald achtjährige Tochter bei sich. Sie ließ sich jetzt zum erstenmal in Stockholm in eigener Wohnung häuslich nieder.

Sie hatte es satt bekommen, in der Pension zu leben. Gewiß war sie gegen jede Art Komfort ungewöhnlich gleichgültig, gleichgültig dafür, was sie speiste und welche Möbel sie gebrauchte, aber sie hatte ein ausgesprochenes Bedürfnis, unabhängig und absolute Herrin ihrer Zeit zu sein, und konnte sich deshalb nicht länger in die mannigfachen Verpflichtungen hineinfinden, die ein Wohnen bei anderen stets mit sich bringt. Sie ließ sich also von ihren Freunden helfen, um eine passende Wohnung und eine Haushälterin aufzunehmen, welche zugleich für das Kind sorgen sollte.

Sonja besaß einige Möbel, ließ andere aus Rußland kommen und richtete sich so ein Heim ein, welches doch immer

das Gepräge einer zufälligen Anordnung und der Bereitschaft zum sofortigen Ausbruch behielt. Die Salonmöbel, die sie sich aus Rußland senden ließ, waren bezeichnend genug. Sie waren aus ihrem Vaterhause und trugen den ganzen Pomp der alten Herrensitze an sich. Sie bestanden aus einem langen Sofa, das eine ganze Wand einnahm, einem Ecksofa, das ein Teil eines alten Milieus mit Blumendekoration in der Mitte war, tiefen Fauteuils, alle in reich geschnitztem Mahagoni und mit hochrotem Seidendamast überzogen, der, wie die Polsterung und Federn, ziemlich gelitten hatte. Es war ihre Absicht, diese Möbel überziehen und neu herrichten zu lassen, aber dazu kam es nie, teils weil es für Sonjas russische Auffassung ganz und gar nichts Besonderes war, ein beschädigtes Möbelstück in ihrem Salon zu haben, teils weil sie niemals genug Interesse für Stockholm, niemals das Gefühl hatte, daß dieses Heim etwas anderes als eine Station auf ihrem Wege sei und ihr deshalb nichts daran lag, mehr dafür auszugeben.

Zuweilen wenn sie bei guter Laune war, konnte sie die Lust anwandeln, mit eigenen Handarbeiten ihre kleinen Zimmer zu dekorieren. Eines Tages schickte sie mir aus einem solchen Anlasse folgendes Billet:

„Anna Charlotte!

Gestern Abend habe ich einen eklatanten Beweis erhalten, daß die Kritik recht hat, wenn sie behauptet, daß du nur für das Schlechte und Häßliche, nicht aber für das Gute und Schöne Augen hast. Jeder Fleck, jeder Riß auf einem meiner alten, ehrwürdigen Stühle, wenn er auch mit zehn Schutzdecken verhüllt ist, kann sicher sein, von dir aufgespürt und denunziert zu werden, aber meinen schönen, prächtigen, neuen Schaukelstuhlläufer, welcher den ganzen Abend in Bewegung war und vergebliche Versuche machte, deine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, mit einem einzigen Blicke auszuzeichnen, brachtest du nicht über dich.

Deine Sonja.“

## X.

## Wie es war und wie es hätte sein können.

Raum war Sonja in dieser eigentümlich zusammengesetzten Behausung einigermaßen in Ordnung gekommen, als sie plötzlich nach Rußland gerufen wurde und mitten im Winter über das Meer bis Helsingfors und dann mit der Eisenbahn nach Petersburg zu der kranken Schwester mußte, die beständig zwischen Leben und Tod schwebte. In solchen Fällen war sie nicht ängstlich, scheute vor keiner Schwierigkeit zurück. Sie war der Schwester warm ergeben und zu Opfern für sie jederzeit bereit.

Während der zwei Wintermonate ihrer Abwesenheit überließ sie ihre kleine Tochter meiner Obhut.

Ich besitze nur einen Brief aus dieser Zeit. Derselbe hat kein anderes Interesse, als daß er beweist, wie traurig in diesem Jahre ihre Weihnachtsferien waren.

„Petersburg, 18. Dezember 1886.

Liebe Anna Charlotte!

Gestern Abend bin ich hier angekommen. Heute kann ich dir nur einige Zeilen schreiben. Meine Schwester ist schwer krank, obschon der Arzt behauptet, daß sie besser sei, als vor einigen Tagen. Das ist wirklich das Schrecklichste, was ich kenne, eine so lange, schmerzliche, verzehrende Krankheit! Meine arme Schwester leidet unsäglich, sie kann weder schlafen noch ordentlich atmen.

Ich weiß nicht, wie lange ich hier bleiben werde. Ich sehne mich so sehr nach Foni (der Tochter) und nach meiner Arbeit. Die Reise war sehr beschwerlich und langwierig.

Herzlichste Grüße an euch alle.

Deine ergebene Freundin

Sonja.“

Während der langen Tage und Nächte, die sie auf diese Weise am Krankenbette der Schwester zubrachte, erwachten natürlicherweise viele Gedanken und Phantasien in ihrem Gehirn. Damals war es, daß sie an den Unterschied zwischen „Wie es war“ und „Wie es hätte sein können“ dachte. Sie erinnerte sich, mit welch bethörenden Zukunftsträumen die beiden Schwestern, jung, schön, reich begabt, wie sie waren, hinaus ins Leben getreten und sie verglich, wie wenig ihnen das Leben von alledem geschenkt, was damals ihrer Phantasie vorgeschwebt hatte. Reich und wechselvoll war das Leben wohl für sie beide geworden, aber im Innersten der Herzen nagte doch ein bitteres Gefühl getäuschter Hoffnung.

Ach, wie anders, sagte sich Sonja, könnte sich alles gestaltet haben, wenn sie nicht beide verhängnisvolle Mißgriffe begangen hätten.

Aus diesen Gedanken entstand die Absicht, zwei Parallelromane zu schreiben, welche die Entwicklungsgeschichte desselben Menschen in zweifacher Art zu schildern hätten. Man sollte sie in ihrer ersten Jugend mit allen Möglichkeiten vor sich sehen und ihnen bis zu einem wichtigen Wendepunkte in ihrem Leben folgen. Der eine Roman sollte die Folgen der Wahl, die sie damals trafen, zeigen, der andere, wie es hätte sein können, wenn sie die entgegengesetzte Entscheidung getroffen hätten.

Wer hat nicht in seinem Leben einen falschen Schritt zu bereuen, räsonnierte Sonja, und wer hat nicht manches Mal gewünscht, sein Leben von neuem beginnen zu können? Diesem Wunsche, diesem Traume wollte sie in einem Romane Gestalt verleihen — wenn sie nur die Fähigkeit dazu besäße. Aber an diesem Talente zweifelte sie und suchte deshalb, als sie, erfüllt von ihrer Idee, nach Stockholm zurückkam, mich zu überreden, das Buch in Gemeinschaft mit ihr zu schreiben.

Zu dieser Zeit hatte ich eben eine neue Arbeit begonnen, einen Roman unter dem Titel „Utomkring äktenskapet“ (deutsch etwa: Im Umkreise der Ehe), welcher die Geschichte

der Erlebnisse der unverheirateten Frauen werden sollte, sowie ihrer Gedanken und Vorstellungen von der Liebe und Ehe, der Interessen und Bestrebungen, womit sie ihr Leben erfüllten — kurz gesagt, der Roman derjenigen Frauen, welche nach den gewöhnlichen Begriffen keinen Roman haben. Er sollte eine Art Gegenstück zu „Mandfolk“ (Mannsleute) werden, worin uns Garborg erzählt, wie Junggesellen in unserer Gesellschaft leben. Ich wollte berichten, wie die alleinstehende Frau meiner Zeit lebt. Ich hatte eine Menge Typen gesammelt und war von diesem meinen Stoff sehr eingenommen.

Da kam Sonja mit ihrer Idee, und so groß war ihr Einfluß auf mich, so mächtig ihre Überredungsgabe, daß sie mich alsbald dazu brachte, mein eigenes Geisteskind zu verstoßen und das ihrige aufzunehmen. Einige Briefe, die ich in jener Zeit an einen unserer gemeinsamen Freunde schrieb, schildern am besten die lebhafteste Begeisterung, die uns beide für diese neue Arbeit ergriffen hatte.

Den 2. Februar 1887:

„Jetzt schreibe ich an meinem Roman („Im Umkreise der Ehe“). Denken Sie sich, ich bin da so hineingekommen, daß die Außenwelt, die keinen Bezug auf meine Arbeit hat, für mich gar nicht existiert. Das ist ein merkwürdiger Zustand, in dem man sich befindet, sowohl physisch wie psychisch, wenn man etwas Neues anfängt — tausend Zweifel: ist's etwas wert, taue ich überhaupt zu etwas zc.? Und dann gleichwohl ein Jubel, ein Reichthum, ein Gefühl, eine heimliche Welt zu besitzen, eine Welt für sich selbst, wo unser eigentliches Wesen zu Hause ist, während die Außenwelt nur ein Reich der Schatten ist.

Und, dann, mitten drin, habe ich noch eine zweite Idee. Sonja und ich haben einen so genialen Gedanken gefaßt. Wir werden ein großes, zwei Abende ausfüllendes Drama, zehn Akte zusammen schreiben. Das soll heißen, die Idee ist ihre — ich werde sie ausarbeiten, das Stück entwerfen

und die Repliken schreiben. Die Idee ist wirklich genial — glaube ich — äußerst originell. Die eine Abtheilung schildert, wie es war, die andere, wie es hätte sein können. In der ersten werden alle unglücklich, da man gewöhnlich hier im Leben einander am Glück hindert, anstatt es zu fördern. In der andern werden dieselben Menschen geschildert, aber da helfen sie einander, leben für einander, bilden eine kleine kommunistische Idealgesellschaft und werden glücklich. Sagen Sie noch niemand etwas davon. Die Wahrheit zu sagen, weiß ich auch bis jetzt nicht viel mehr von Sonjas Idee, als was ich eben gesagt habe, denn erst gestern sprachen wir davon, und morgen will sie mir ihren Plan auseinandersetzen, dann wird sich zeigen, ob er für eine dramatische Behandlung geeignet ist. Sie lachen wohl über mich, die so im vorhinein das Ding angreift, aber so geht es immer mit mir, wenn ich nur den Anfang von etwas habe, weiß ich auch gleich das Ende.

Und jetzt sehe ich mich und Sonja gemeinschaftlich an einem Riesenwerk arbeiten, welches mindestens auf dieser ganzen Welt Glück machen soll, vielleicht auch noch in einer andern. Wir beide sind gleich närrisch. Könnten wir dies zustande bringen, würde es uns mit allem in der Welt versöhnen. Sonja würde vergessen, daß Schweden das ärgste Philisterland auf der Erde ist, und nicht länger darüber klagen, daß sie ihre besten Jahre hier vergeudet, und ich würde vergessen, daß — ja alles, worüber ich grübele.

Sie sagen wohl, daß wir beide ein paar große Kinder sind. Ja, Gott sei Dank, das sind wir. Glücklicherweise giebt es ein Reich, das besser als alle Reiche der Erde ist und zu welchem wir die Schlüssel haben — das Reich der Phantasie, worin jeder Herrscher ist, der es nur sein will, und darin sich alle Verhältnisse gerade so gestalten, wie man sie haben möchte. Aber vielleicht taugt Sonjas Plan, der für einen Roman entworfen war, ganz und gar nicht für ein Drama, und einen Roman kann ich nicht nach dem Plane

eines andern schreiben, zu einem Romane steht man in einem weit persönlicheren Verhältnis, als zu einem Drama.“

Den 10. Februar schreibe ich:

„Sonja ist so übergücklich über diesen neuen Beginn ihres Lebens — sie sagt, daß sie erst jetzt versteht, wie ein Mann immer aufs neue in die Mutter seiner Kinder verliebt wird. Denn ich bin natürlicherweise die Mutter, nachdem ich es bin, die das Kind auf die Welt bringen soll — und sie ist so voll Hingebung für mich, daß ich fröhlich werde, wenn ich nur ihren strahlenden Blick sehe. Wir sind so vergnügt zusammen, wie wohl nie zuvor zwei Freundinnen auf dieser Welt gewesen sind — denn wir bilden ja das erste Exempel in der Litteratur von zwei gemeinschaftlich arbeitenden weiblichen Autoren. Niemals habe ich mich in dem Grade für eine Idee erhitzt, wie diesmal. Sofort, als mir Sonja ihren Plan mittheilte, schlug er in mich ein, wie der Wetterstrahl in den Blitzableiter. Ja, das war eine wirkliche Explosion! Donnerstag den dritten war es, daß sie mir den Plan auseinandersetzte — aber einen Plan, der für einen Roman mit russischer Draperie entworfen war — als sie fortgegangen, saß ich bis in die finstere Nacht hinein in meinem Schaukelstuhl, und bis ich ins Bett kam, war das Drama in Gedanken fast fertig. Freitag sprach ich mit Sonja darüber, Sonnabend begann ich zu schreiben und jetzt ist das ganze erste Stück, der Prolog und fünf Akte, im Entwurfe niedergeschrieben — also in fünf Tagen und bloß ein paar Stunden täglich, denn wenn man in so gewaltsamer Eile arbeitet, kann man es nicht lange auf einmal aushalten. Niemals habe ich etwas so schnell gearbeitet, sonst pflegt eine Idee bei mir Monate, ja Jahre zu liegen, bis ich zu schreiben anfang.“

Den 21. Februar heißt es:

„Das Ergößlichste an dieser Arbeit ist, daß ich, wie Sie wohl sehen können, dieselbe selbst so sehr bewundere. Das

ist die Folge der gemeinsamen Arbeit. Ich glaube daran, weil es Sonjas Idee ist, denn ich glaube natürlicherweise viel eher, daß sie genial sein kann, als ich, und sie wiederum bewundert meinen Teil der Arbeit, das Leben, die künstlerische Form. Angenehmer kann man es nicht eingerichtet haben — sein eigenes Werk ohne die geringste Eigenliebe bewundern zu dürfen, das ist wirklich behaglich. Niemals habe ich mit solchem Vertrauen gearbeitet, so ganz ohne inneres Mißtrauen, wie jetzt. Fallen wir damit durch, so glaube ich beinahe, wir schlagen einander tot.

— — Sie wollen wissen, worin Frau K.s Anteil an der Arbeit besteht? Es ist wohl richtig, daß sie nicht eine einzige Replik geschrieben hat, aber sie hat nicht bloß den ursprünglichen Plan, sondern auch den Inhalt jedes Aktes ausgedacht und hat mir außerdem viele psychologische Züge zur Bildung der Charaktere angegeben. Jeden Tag lesen wir zusammen, was ich geschrieben habe, und sie macht dazu ihre Bemerkungen und Vorschläge. Sie will immer das-selbe wieder und wieder hören, wie die Kinder ihre Lieblingsmärchen, und meint, daß es überhaupt keine interessantere Lektüre als diese gebe.“

Den 9. März haben wir die Arbeit zum erstenmal laut vorgelesen in unserem vertraulichsten Kreise. Bis zu diesem Augenblick sind unsere Freude und unsere Illusionen in beständigem Steigen gewesen. Ich erinnere mich nicht, Sonja jemals so fröhlich, so förmlich von Glück strahlend gesehen zu haben, als während dieser Zeit. Sie hatte solche Ausbrüche überströmender Lebensfreude, daß sie in den Wald hinausgehen mußte, um ihrem Jubel unter freiem Himmel Luft machen zu können. Wir unternahmen nach beendeter Arbeit täglich ausgedehnte Wanderungen in den Bill-Jans-Wald, welcher ganz außerhalb des Viertels liegt, wo wir beide wohnten, und hier sprang sie über Steine und Rasenhügel, umarmte mich und rief laut, daß das Leben herrlich und die Zukunft berückend, vielversprechend sei. Sie machte

sich die überspanntesten Hoffnungen von dem Erfolg unseres Dramas. Es sollte einen Triumphzug durch alle Hauptstädte Europas machen; eine so neue und originelle Idee konnte nicht anders als wie eine Offenbarung in der Literatur erscheinen; dieses „Wie es hätte sein können“, der Traum, den alle geträumt, bühnenlebendig dargestellt: das müsse unwillkürlich jedermann fesseln. Und dann der Gegenstand selbst, die Verherrlichung der Liebe, als des Wichtigsten im Leben, und schließlich das Zukunftsbild der socialistischen Idealgesellschaft, worin alle für alle, gleicherweise wie zwei und zwei füreinander leben sollten — in allem diesen lag soviel ihres eigenen tiefsten Gefühlslebens und Verlangens nach Glückseligkeit. Das erste Stück sollte als Motto haben: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt erwärme und doch Schaden nähme an seiner Seele“ — das zweite: „Wer sein Leben verliert, soll es gewinnen.“

Mit der ersten Vorlesung für weitere Kreise trat unsere Arbeit in eine neue Periode. Bisher hatten wir sie mehr als „wie es hätte sein können“ als „wie es war“ gesehen, jetzt stachen uns allen die Fehler und Unvollkommenheiten dieser in fieberhafter Eile zustande gekommenen Arbeit grell in die Augen, und jetzt begann die Prüfungszeit der Umarbeitungen.

Sonja konnte während dieses ganzen Winters ganz und gar nicht an ihre große mathematische Arbeit denken, ob schon der Konkurrenztermin für den „Prix Bordin“ jetzt ausgeschrieben war, und sie solcherweise bei allem Fleiß keine Zeit zu verlieren hatte, sich demselben zu widmen. Mittagseßler, der immer eine Art Verantwortung für sie fühlte und der Meinung war, daß es von großer Bedeutung für ihre Zukunft werden könnte, diesen Preis zu gewinnen, war ganz verzweifelt, wenn er, so oft er sie besuchte, sie jedes Mal in ihrem Salon mit einer Kunststückerie sitzen sah. Sie hatte eine Passion zum Sticken bekommen. Sowie die Jugendborg der romantischen Dichtung die Thaten ihres Helden

dem Tuche einwebte, so gab sie auf dem Stramin mit Wolle und Seide das Drama wieder, das sie mit Feder und Tinte nicht zu schaffen vermochte.

Während die Nadel mechanisch auf und nieder ging, arbeiteten die Gedanken so klar und Scene für Scene rollte sich vor ihrem Innern auf. Gleichzeitig schuf ich meinerseits mit der Feder, und wenn es sich dann zeigte, daß Nadel und Feder zu demselben Resultate gekommen, war unsere Freude so groß, daß sie wohl die Reibungen aufwiegen konnte, welche wiederum entstanden, wenn wir uns ab und zu von unserer Phantasie nach verschiedenen Richtungen leiten ließen. Dies geschah öfter während der Umarbeitung als während der ersten Niederschrift, und zahlreich waren die Krisen, welche die Arbeit in dieser Zeit durchzumachen hatte. Folgendes kleine Billet von Sonja ist die Antwort auf eine Mitteilung von mir:

„Mein armes Kind! So oft hat es schon zwischen Leben und Tod geschwebt! Was ist jetzt wieder los? Bist du genial oder das Gegenteil davon gewesen? Ich glaube fast, du schreibst mir dies aus lauter Bosheit, damit ich heute schlecht lesen soll. Wie kann ich denn an meine Vorlesung denken, wenn ich weiß, daß unser armes kleines Würmchen eine so gefährliche Krise zu überstehen hat! Nein, weißt du, es ist gut, einmal Vater gewesen zu sein; da weiß man, was die armen Männer von den bösen Weibern zu leiden haben. Könnte ich nur Strindberg sehen und seine Hand drücken!“

Ich schreibe hierüber in einem Briefe vom 1. April:

„Ich habe jetzt eine kleine Veränderung in der Arbeitsmethode selbst einzuführen gesucht, indem ich zu Sonjas großer Verzweiflung ihr mein Arbeitszimmer verboten habe, bis ich ganz allein das zweite Stück umgeschrieben habe. Ich bin nämlich durch das beständige Zusammenarbeiten nach der früheren Methode allzusehr gestört und abgelenkt worden. Ich habe den Überblick und das innere intensive Zusammenleben mit meinen Gestalten verloren. Dieses Bedürfnis nach

Einsamkeit, das bei mir so stark, ist durch Sonjas allzu mächtige Einwirkung erstickt worden, meine Persönlichkeit ist in der ihrigen untergegangen, ohne daß diese dafür zu einem individuellen Ausdruck gelangt wäre. Die ganze Kraft meines Geistes liegt in dessen einsamer Arbeit; dies ist für mich die große Schattenseite bei gemeinschaftlichem Wirken, noch dazu mit einer so verwandten Natur wie die Sonjas. Sie ist in diesem Falle der Gegensatz zu mir, sie ist Alice (im „Kampf ums Glück“), die eigentlich nichts schaffen, nichts mit ihrer ganzen Seele umfassen kann, wenn sie es nicht mit einer andern zu teilen vermag. Alles, was sie auf mathematischem Gebiete produziert hat, war immer unter dem Einflusse einer andern Persönlichkeit, und selbst ihre Vorlesungen hielt sie nur an den Tagen gut, wo sie wußte, daß Gäste zugegen waren.“

Sonja gestand selbst oft scherzhaft diese ihre Abhängigkeit von der Umgebung. In einem Billet an meinen Bruder schreibt sie einmal:

„Lieber Herr Professor!

Werden Sie morgen bei meiner Vorlesung erscheinen? Kommen Sie nicht, wenn Sie müde sind; ich werde versuchen, ebenso brav zu lesen, wie wenn Sie zugegen wären.“

Und als ich ihr einmal eine Geburtstagsgratulation in Versen geschickt hatte, antwortete sie mit folgender Selbstcharakteristik, die ich mit all ihren sprachlichen Eigentümlichkeiten wiedergebe, weil das Gleichnis, das sie darin gebraucht, von ihr selbst oft wiederholt wurde:\*)

Von dem Chamäleon hat man dich unterwiesen:

Sobald es einsam sitzt in seinem Bau,

Ist es so anspruchslos, so häßlich, grau: —

Im rechten Licht gesehn, wird seine Pracht gepriesen.

Selbst ist's nicht schön, nur spiegeln kann es treubessenen,

Was ringsumher sich darbeut schön und hold;

---

\*) Die deutsche Wiedergabe dieses Gedichtes ist von Herrn Dr. Friedrich Lühr in Wien.

Erglücken kann's in Grün, in Blau, in Gold,  
Wie das, was lieb ihm ist, wird es sich zeigen müssen.

In diesem Tier glaub' ich zu schauen meinesgleichen.  
Geh, Teure, du, wohin es sei, voran,  
Ich folge treulich allzeit deiner Bahn,  
Will sonder Wanken nie und nimmer von dir weichen.

Ein Freund wie du bringt nicht nur Ehr', auch Pflichten:  
Nun schreibst du schon, malst, zeichnest — was noch mehr?  
'ne Kleinigkeit für mich, das ist nicht schwer —  
Doch — Gott erbarm' sich mein! — jetzt willst du auch noch dichten!

In Alicens Charakter hat sich Sonja, wie gesagt, selbst schildern wollen, und hier finden sich für sie so charakteristische Reden, daß sie beinahe Citate ihrer eigenen persönlichen Äußerungen sind. In der großen Scene mit Hjalmar (erstes Drama, dritter Akt, zweite Abtheilung) hat sie ihrem eigenen brennenden Bedürfnis nach Zärtlichkeit und Gemeinschaft mit einem andern Wesen, ihrem verzweifeltsten Gefühle der Einsamkeit, sowie dem eigenthümlichen Mißtrauen gegen ihre Fähigkeiten, das in ihr entstand, weil sie sich nicht so geliebt fühlte, als sie es zu sein wünschte, Ausdruck geben wollen.

Alice sagt: „Ich bin ja so gewohnt, daß alle anderen mehr geliebt werden, als ich. Man sagte in der Schule, daß ich die Begabteste sei — aber ich wußte immer, daß dies eine Ironie des Geschickes war, mir so viele Gaben verliehen zu haben, bloß damit ich um so besser erkennen sollte, was ich anderen sein könnte, während niemand etwas von mir haben wollte. —

Ich begehre nicht viel, nur soviel, daß nicht immer etwas anderes dazwischen steht und näher ist — nur danach habe ich mich in meinem ganzen Leben gesehnt — die Erste bei einem andern Menschen zu sein.

Laß mich dir nur einmal zeigen, was ich sein kann, wenn man mich wirklich lieben wird. Die arme Alice ist doch nicht so ganz ohne Fähigkeiten. — Sieh mich einmal an.

Bin ich schön? Ja, wenn man mich liebt, bin ich schön — sonst nicht. Bin ich gut? Ja, wenn man mich liebt, bin ich die Güte selbst. Bin ich selbstlos? O, ich kann so selbstlos sein, daß jeder meiner Gedanken in einem andern Wesen aufgehen kann. — —“

So rührend und eindringlich konnte die gefeierte, berühmte Frau Kovalevskij um jene Hingebung flehen, deren Besitz ihr stets versagt blieb. Sie wurde niemals die Erste, die Einzige für einen andern Menschen, wie leidenschaftlich sie es auch ersehnte und wie große Anwartschaft sie auch besaß, zu gewinnen und zu fesseln.

Und Alicens Wunsch, Karls Lebenswerk zu teilen, ihre Erbitterung, als er aus äußeren Rücksichten sich von ihr zurückzog, ihr rücksichtsloses Verlangen, alles beiseite zu setzen um des einen Wichtigen willen, dem innersten Ich, seinem Lebensberufe und seiner Liebe treu zu bleiben — das alles ist Sonja selbst, sie ganz und gar.

Und wenn Alice in dem zweiten Drama gewaltsam mit der Vergangenheit bricht, wenn sie Reichtum und gesellschaftliche Stellung opfert, um in einer Dachkammer bei Karl zu leben und gemeinschaftlich mit ihm zu arbeiten — da ist es wieder Sonja, so wie sie sich selber träumte, hätte ihr das Glück eine solche Wahl gegönnt. Und ich zweifle nicht daran, daß, wenn sie selbst die Scenen geschrieben, welche ihr und Karls Glück in diesem Beisammenleben schildern, diese eine weit wärmere und persönlichere Farbe erhalten hätten, als dies jetzt der Fall ist. Alicens Traum von dem Volkspalaste zu Herrhamra, von der großen Arbeiterassociation, ihre Äußerungen: „Denke, wie anders es wäre, wenn wir alle die gleiche Erziehung, gleiche Lebensgewohnheiten hätten — wenn wir alle wie ein einziger großer Kreis von Kameraden wären“ — alles dies sind Sonjas eigene Träume, eigene Worte. Sie schwärmte für den socialistischen Zukunftsstaat und hatte die wärmsten, berebtesten Worte, um auszudrücken, wie glücklich dieses Gemeinwesen werden sollte, worin sich alle Men-

schen von demselben Geschieße zu einem einzigen großen gesellschaftlichen Organismus vereinigt fühlten, wo es keine widerstreitenden Interessen gäbe, sondern das Wohl des einen — aller Wohl, das Leid des einen — aller Leid sei.

Einer ihrer Freunde hat mir jetzt nach ihrem Tode erzählt, wie sie einmal, als ihr Mann telegraphierte, er glaube durch eine glückliche Spekulation ein kolossales Vermögen gewonnen zu haben, sofort den Vorschlag zur Bildung eines Phalanstère machte. Es waren also ihre eigenen Träume und Pläne, denen sie im zweiten Teile vom „Kampf ums Glück“ Ausdruck geben wollte, ihre Träume vom persönlichen und vom Glück der Menschheit.

Es ist mir eine Freude, hier ein sehr verständnisvolles Wort Hermann Bangs aus einer kleinen, fein charakterisierenden Schilderung der Verbliebenen in einer dänischen Zeitschrift citieren zu können. Er sagt vom „Kampf ums Glück“:

„Ich gestehe, ich liebe dieses merkwürdige Schauspiel, das mit mathematischer Evidenz die Allmacht der Liebe beweist: daß sie und nur sie dieses Lebens Einziges und Alles ist; daß nur sie Gedeihen giebt oder verwelken läßt. Nur in ihr kann man sich entwickeln und stark werden. Sogar seine Pflicht zu erfüllen, kann man nur durch sie erreichen.“

Besser kann man den Inhalt dieser Dramen, der das Bekenntnis von Sonjas eigenstem, innerstem Leben war, nicht formulieren. Nur that es mir weh, als ich diese Worte las, daß sie zu spät ausgesprochen wurden, um ihr die Freude zu bereiten, sich so wohl verstanden zu sehen. Mit dem für sie charakteristischen Bedürfnisse, alle Erscheinungen des Lebens wissenschaftlich zu erklären, hatte sie auch eine ganze Theorie als Stütze für die Idee des Doppel dramas ausgedacht. Sie schrieb daher einen Entwurf zu einer Nachschrift, der jedoch niemals ausgeführt wurde, jetzt aber trotz seiner fragmentarischen Form, wie alles von ihrer Hand, gewiß mit Interesse gelesen werden wird.

Sonja sendete mir die folgenden Zeilen:

„Liebe Charlotte, das ist schrecklich! Ich kann es nicht besser schreiben, als ich es gethan habe. Kannst du diese losen Gedanken verknüpfen, so ist es gut. Kannst du es nicht, müssen wir das Buch ohne Nachwort erscheinen lassen. Fällt man deshalb über uns her, so können wir immer später eine Erklärung veröffentlichen.“

Deine Sonja.“

Welcher Mensch hat sich nicht einmal damit unterhalten, für sich auszudenken, wie sein Leben hätte sein können, wenn er in einem gewissen Augenblicke anders gehandelt, als er es wirklich gethan.

Im gewöhnlichen Alltagsleben hat man sehr häufig die Empfindung, der Sklave der äußeren Umstände zu sein. Der ruhige Lauf des Alltagslebens hält einen mit tausend unsichtbaren kleinen Fäden gebunden. Man füllt einen gewissen, bestimmten Platz im Leben aus, man hat gewisse, vorgezeichnete Pflichten, die man wie automatisch, ohne seine Kräfte übermäßig anzustrengen, erfüllt, und es würde im ganzen genommen nichts bedeuten, wenn man heute oder morgen ein wenig besser oder schlechter, kräftiger oder schwächer, mehr oder minder begabt sein würde, als man es jetzt ist.

Ich könnte den Strom meines Lebens von dem Wege, den er einmal eingeschlagen, nicht ablenken, ohne mich mit Eigenschaften ausgerüstet zu denken, die denen, die ich wirklich besitze, so ungleich sind, daß ich mir nicht einmal in meinen Träumen dieselben zuzuschreiben vermöchte, ohne das Gefühl meiner Individualität zu verlieren. Aber anders ist es, sobald ich an gewisse besondere Augenblicke meines Lebens denke. Dann erhält meine gewöhnliche Illusion von meinem freien Willen eine so eigenthümliche Intensität, dann scheint es mir, daß, wenn ich mich nur ein wenig mehr angestrengt, ein wenig besser ausgerüstet hätte, ein wenig in diesem Augenblicke entschiedener gewesen wäre, ich mein Geschick in ganz andere Bahnen hätte lenken können.

Hier verhält es sich genau so, wie mit dem Glauben an

Wunder. Ohne geistesgestört zu sein, wird auch der gläubigste Mensch seinen Schöpfer kaum mit der Bitte behelligen, um seinetwillen die großen Naturgesetze in augenfälliger Weise zu ändern, zum Beispiel die Toten zum Leben wiederkehren zu lassen.

Aber ich möchte den meisten Gläubigen eine Gewissensfrage stellen: Wer von ihnen hat nicht einmal die höhere Macht angefleht, um seinetwillen eine kleine Veränderung in ihren Bestimmungen zu treffen, zum Beispiel einen Kranken genesen zu lassen! Ein kleines Wunder geschieht ebensowenig als ein großes, und man bedarf einer wirklichen Anstrengung des Gehirns, um einzusehen, daß sie alle beide genau gleichviel bedeuten.

Gleicherweise verhält es sich mit unseren Gedanken über uns selbst. Es ist fast unmöglich, mir vorzustellen, wie es mir zu Mute wäre, wenn ich morgen plötzlich mit einer Stimme wie die Jenny Lind erwachte, mit einem Körper, so geschmeidig und kräftig wie — mit einem — aber ich kann mir so leicht und lebhaft vorstellen, daß mein Teint —

---

Eben einen solchen entscheidenden Augenblick haben die Verfasserinnen in diesen beiden Paralleldramen schildern wollen. Sie haben sich gedacht, daß Karl in dem einen und Karl in dem andern Stücke wohl ein und derselbe Mensch ist, doch mit solch kleinen Verschiedenheiten ausgestattet, die man sich leicht selbst zuschreiben kann, ohne das Gefühl seiner eigenen Individualität zu verlieren. Im gewöhnlichen Leben hatte man nicht einmal bemerken können, daß solche Verschiedenheiten existieren. In den meisten Fällen hätten diese Verschiedenheiten keinen Einfluß auf die eine oder andere von Karls Handlungen gehabt. Wenn man zum Beispiel denkt, daß alles gut abgelaufen wäre, daß der Vater noch ein paar Jahre gelebt, hätte der Karl im ersten und der Karl im zweiten Stück ungefähr dasselbe Schicksal gehabt, und jede kleine Störung in ihrer Existen-, welche durch diese von

uns fingen Diferenzen ihrer Charaktere hervorgerufen werden sollte, würde unter dem Drucke der äußeren Umstände bald aufgehoben worden sein.

Jetzt aber kommt so ein entscheidender Augenblick in ihrem Leben, und diese kleinen Diferenzen, die wir in ihren Charakteren vorausgesetzt, reichen hin, um zu bewirken, daß der eine den einen, der andere den entgegengesetzten Weg einschlägt und, wenn die Wahl einmal geschehen ist, ihre Existenzen sich scheiden, um nie wieder zusammenzutreffen.

Oder ein zweites Beispiel aus der Mechanik.

Denken wir an das gewöhnliche Pendel oder, wenn Sie so wollen, an eine kleine, schwere Kugel, welche mittelst eines sehr leicht beweglichen Fadens aufgehängt ist. Giebt man der Kugel einen kleinen Stoß, so bewegt sich dieselbe nach links oder rechts, beschreibt einen gewissen Bogen, erreicht eine gewisse Höhe, fällt zurück, bleibt aber nicht bei dem ursprünglichen Punkte stehen, sondern bewegt sich in entgegengesetzter Richtung ungefähr gleichweit, fällt dann wieder herab und fährt fort, nach vor- und rückwärts während einer gewissen Zeit zu oscillieren. Wenn mein erster Stoß etwas stärker gewesen, wäre die Kugel etwas höher aufgeschoßen und im übrigen alles ungefähr gleichermassen gegangen. Wenn aber mein erster Stoß so stark ist, daß die Kugel über den Kulminationspunkt hinausgeworfen wird, kann sie nicht mehr so wie früher zurückfallen, sondern muß ihren Weg auf der andern Seite der Peripherie fortsetzen und die Bewegung also vollständig ihren Charakter verändern. Zwei Stöße, die einander sehr ähnlich sind, aber der eine etwas schwächer, der andere etwas stärker als ein gewisser Grenzstoß, können also zwei ganz verschiedene Resultate erzielen.

In der Mechanik pflegt man gerade solche Grenz- oder kritische Momente zu studieren, und es zeigt sich, daß es, um sich von einem Phänomen eine klare Vorstellung zu machen, gerade von Wichtigkeit ist, dasselbe in der Nähe einer solchen Grenzstellung zu untersuchen.

Die Verfasserinnen dieses Stückes haben gemeint, daß es auch von Interesse sein könnte, die Wirkung eines solchen kritischen Moments auf zwei Menschen zu schildern, die einander sehr ähnlich, aber doch nicht vollkommen gleich sind. Um die Absicht der Verfasserinnen zu verstehen, darf man sich also gewiß nicht vorstellen, daß Karl in dem einen und Karl in dem andern Stück ein und derselbe Mensch sei. Der eine hat etwas mehr Idealität und ein wenig besseres Urtheil über das Wesentliche im Leben als der andere. Aber diese Verschiedenheiten sind so unbedeutend, daß wir im Alltagsleben den einen Karl von dem andern kaum unterscheiden könnten. Wäre alles gut für sie gegangen, hätte der Vater noch ein paar Jahre gelebt, so daß der Sohn bei seinem Tode eine feste Anstellung hätte erreichen können, so wäre wahrscheinlich das Schicksal beider Karl ungefähr dasselbe gewesen. Nach aller Wahrscheinlichkeit zu schließen, wären beide berühmte Gelehrte, vielleicht Professoren an einer Universität des Landes oder an der technischen Hochschule geworden; beide würden sich ungefähr in demselben Alter verheiratet und ungefähr dieselbe Wahl getroffen haben. Aber jetzt tritt ein solcher kritischer Augenblick ihres Lebens ein, und der kleine, kaum merkliche Vorzug, den der eine vor dem andern hat, reicht hin, um zu bewirken, daß der eine über den kritischen Punkt hinwegspringt, der andere aber schwer zurückfällt.

## XI.

### Getäuschte Hoffnungen und Sorgen.

Wir hatten die Absicht, diesen Sommer gemeinsam zu verbringen. Die neue Schriftstellerfirma Corvin-Lessler wollte zusammen nach Berlin und nach Paris reisen, um eine Menge litterarische und Theaterbekanntschaften anzubahnen, die uns später nützlich werden sollten, wenn unser Geisteswerk bereit wäre, seinen Triumphzug durch die Welt anzutreten. Aber alle diese Illusionen wurden zu Boden geschlagen.

Unsere Reise war schon für Mitte Mai bestimmt, wir jubelten vor Freude darüber, als ob sich uns jetzt eine neue Welt von Interessen und Erfolgen eröffnete: als noch einmal eine Trauerbotschaft aus Rußland unsere Pläne kreuzte. Sonjas Schwester war wieder in Lebensgefahr, ihr Mann mußte sie über Hals und Kopf verlassen, um nach Paris zurückzukehren — es gab keine andere Möglichkeit, Sonja mußte abermals die traurige Reise zu diesem schmerzlichen Krankenlager antreten und von jedem Gedanken an Vergnügen und Erholung absehen.

Alle ihre Briefe während dieses Sommers zeugen auch von großer Herabgestimmtheit. So schreibt sie:

„Meine Schwester ist fortwährend in demselben Zustande wie im letzten Winter. Sie leidet sehr, sieht erschreckend schlecht aus, hat nicht die Kraft, sich von der Stelle zu rühren, und gleichwohl glaube ich nicht, daß sie ganz und gar ohne Hoffnung auf Genesung ist. Sie ist überaus froh, daß ich gekommen bin. Sie sagt immer, daß sie gewiß gestorben wäre, wenn ich mich geweigert hätte, jetzt zu ihr zu kommen. — —

Ich bin heute so herabgestimmt, daß ich nicht mehr schreiben will. Das einzige, an was mir zu denken angenehm, ist unsere Feerie und ‚Vae Victis‘ —“

Dies bezieht sich auf die Pläne zu zwei neuen gemeinsamen Arbeiten, die wir für das Frühjahr entworfen hatten. Die Feerie war die meinige, sie sollte heißen: „Wenn es keinen Tod mehr giebt“, und Sonja hatte sofort, als ich ihr die Idee mitgeteilt, dieselbe mit solchem Eifer ergriffen und in ihrer Phantasie weiter ausgearbeitet, daß sie Miteigentümerin derselben wurde. „Vae Victis“ war die ihrige, sie sollte eine längere Novelle werden, deren Inhalt und Idee sehr charakteristisch für sie waren, die sie sich aber noch nicht zutraute, allein schreiben zu können.

In einem späteren Brief äußert sie:

„Du bist so gut und versicherst mir, daß ich etwas in deinem Leben bedeute, und doch hast du so viel, so unendlich viel mehr als ich. Beurteile daraus, was du für mich sein mußt, die ich sonst so verlassen bin und mich so arm an allem fühle, was Hingebung und Freundschaft heißt. — —“

In einem weiteren Brief:

„Hast du nicht bemerkt, daß zuweilen solche Zeiten kommen, in welchen für uns und für unsere Freunde alles plötzlich wie mit einem schwarzen Schleier bedeckt erscheint? Man kennt das Liebste, das man besaß, nicht wieder, und die saftigsten Erdbeeren werden in Sand verwandelt, sobald man sie in den Mund nimmt. Der Waldbhüter sagte, solches geschehe immer, wenn Kinder ohne Erlaubnis zu ihm kämen. Vielleicht hatten wir zwei auch nicht Erlaubnis, es im Sommer angenehm zu haben — und doch haben wir ganz tüchtig im Winter gearbeitet.

Ich versuche auch jetzt, zu arbeiten, und jeden freien Augenblick, den ich habe, denke ich an meine mathematische Arbeit oder grüble über S.' genial-nachlässige Abhandlungen. Ich bin zu sehr herabgestimmt und habe nicht genug Lebensfreude, um etwas Litterarisches zu schreiben. Alles im Leben erscheint mir so verblaßt und uninteressant. In solchen Augenblicken taugt die Mathematik besser; man freut sich, daß eine Welt so ganz außerhalb unser selbst existiert. Man ist geneigt, von dem unpersönlichen Stoff zu reden. Nur du, meine Liebe, meine gute, meine einzige Anna Charlotte, bist immer die Alte, die Liebe. Wie ich mich nach dir sehne, kann ich ganz und gar nicht sagen. Du bist die Liebste, die ich habe, und unsere Freundschaft wenigstens müssen wir in diesem Leben bewahren. Ich weiß nicht, was mein Leben ohne dich wäre.“

Später (französisch):

„Mein Schwager hat jetzt beschlossen, in Petersburg zu bleiben, bis meine Schwester imstande ist, ihm nach Paris zu folgen. Ich habe mich also ganz vergeblich aufgeopfert.

Wenn ich wüßte, ob du frei bist, könnte ich dich jetzt in Paris treffen, obschon mir, die Wahrheit zu sagen, alle diese Geschichten völlig die Lust geraubt haben, mich zu unterhalten. Ich bin eher geneigt, mich irgendwo niederzulassen, wo ich in Ruhe arbeiten könnte. Ich fühle jetzt ein großes Verlangen nach einer Arbeit, was es sein mag, Mathematik oder Litteratur, bloß daß mich eine Arbeit absorbiert, damit ich mich selbst und die Menschen vergessen kann. Wenn du mich ebenso gern treffen möchtest, als ich dich, wäre ich sehr glücklich, wo immer hinzukommen, wo du dich aufhältst. Wenn aber dein Sommer schon ganz und gar in Anspruch genommen ist, wie voraussichtlich, bleibe ich wohl noch ein paar Wochen hier und komme später mit Jonst nach Stockholm zurück, wo ich mich irgendwo in den Schären niederlassen und aus allen meinen Kräften arbeiten werde. Ich will jetzt keinen Schritt thun, um etwas Unterhaltendes anzuordnen. Du weißt, in welchem Grade ich Fatalistin bin, und ich glaube in den Sternen zu lesen, daß ich mir von diesem Sommer nichts Gutes erwarten darf. Da ist es besser, einen Entschluß zu fassen und nicht länger vergebliche Anstrengungen zu machen. — —

Gestern schrieb ich den Anfang von ‚Vae Victis‘. Wahrscheinlicherweise werde ich es nie vollenden. Vielleicht kann dir wenigstens das, was ich niedergeschrieben, eines Tages als Material dienen. Um Mathematisches zu schreiben, muß man sich ein wenig mehr installiert fühlen, als es bei mir für den Augenblick der Fall ist. —“

In einem späteren Briefe aus den Stockholmer Schären, wo sie sich niedergelassen hatte, schreibt sie:

„In Rußland hatte ich es (in der letzten Zeit) sehr angenehm und habe auch einige ganz interessante Bekanntschaften gemacht, mit einem alten, konservativen, pedantischen Mathematiker, der, wie ich, nicht recht arbeiten kann, wenn er nicht in seinem eigenen Heim ist; deshalb kehrte ich nach dem alten Schweden zu meinen Büchern und Papieren zurück.“

Und später ebendaher:

„Über unsere Erstgeburt habe ich viel nachgedacht, aber, ganz aufrichtig gesagt, fange ich an, bei dem armen Würmchen schrecklich viele organische Fehler zu entdecken, besonders was die Komposition selbst betrifft. Wie um mich zu hänseln, hat mich das Schicksal gerade im Sommer mit drei Entdeckern zusammengebracht, jeder in seiner Art sehr interessant. Der eine von ihnen, der, wie ich glaube, am wenigsten Begabte, hat schon Erfolg gehabt; der zweite, in gewisser Hinsicht sehr genial und in anderer fast lächerlich beschränkt, hat eben seinen Kampf ums Glück begonnen. Wie der Ausgang sein wird, kann ich jetzt noch gar nicht voraussagen. Der dritte, eine sehr interessante Type, ist schon jetzt an Körper und Seele unheilbar gebrochen. Aber zum Studium für einen Schriftsteller ist er eine ganz interessante Gestalt. Die Geschichte dieser drei Entdecker in allen ihren Einzelheiten scheint mir viel inhaltsreicher als alles, was wir über Karl und Alice zusammengedichtet haben. Auf Wunsch meines Bruders habe ich einen Band von Runebergs Gedichten, Hanna, Nadeschda zc. mitgenommen und hier gelesen. Aber sie wollten mir nicht recht gefallen; ich glaube, sie haben alle denselben Fehler wie Haydns Schöpfung. Es fehlt der Teufel darin. Und ohne ein wenig Schatten dieser höheren Macht kann die Harmonie in dieser Welt nicht richtig bestehen.“

Aus diesem Sommer datiert auch ein scherzhafter Brief, den ich als ganz bezeichnende Probe von Sonjas satirischer Ader citiere. Da sie sich durch besondere Ordnung in der Obhut ihrer Papiere nicht eben auszeichnete, erhielt sie oft, wenn sie vertrauliche Briefe von mir empfing, scharfe Verwarnungen, beim Liegenlassen vorsichtig zu sein.

Anläßlich dessen schreibt sie nun folgendes:

„Arme Anna Charlotte! Es scheint mir beinahe, als ob die Furcht, daß deine Briefe in unbefugte Hände gelangen könnten, bei dir zu einer chronischen Krankheit geworden ist. Die Symptome werden immer schwerer und schwerer und

ich fange ernsthaft an, unruhig um dich zu werden. Mir scheint doch, daß ein Mensch, der eine so unleserliche Schrift hat wie du, in dieser Hinsicht gewissermaßen ruhig sein könnte. Ich versichere dir, daß außer den wenigen Menschen, die bei der Sache direkt beteiligt sind, kaum jemand die Geduld haben wird, deine *pattes de mouches* zu dechiffrieren.

Was deinen letzten Brief betrifft, so ist er natürlicherweise zuerst auf der Post verunglückt; als ich ihn schließlich mit dem Stempel des schwarzen Kabinetts auf dem Convert erhielt, beeilte ich mich, ihn auf dem Tische für die Forschung seitens meiner Jungfern und der ganzen Familie G. offen liegen zu lassen. Alle meinten, daß der Brief sehr schön geschrieben sei und ganz interessante Sachen enthielte. Heute will ich bei Professor Montan einen Besuch machen, um über polnische Übersetzungen zu sprechen. Ich werde den Brief mitnehmen und versuchen, ihn in seinem Empfangszimmer zu verlieren. Mehr kann ich nicht thun, um dir zur Berühmtheit zu verhelfen.

Deine ergebenste

Sonja."

Als wir uns im Herbst wiedersahen, begann die letzte definitive Umarbeitung unseres Doppel dramas. Aber die Arbeitsfreude, der Enthusiasmus, die Illusionen waren schon weg und diese letzte Umarbeitung war eine rein mechanische. Schon im November wurde der Druck des Dramas angefangen und dasselbe gleichzeitig dem Theater angeboten. Die Korrektur nahm den Rest des Herbstes in Anspruch. Gegen Weihnachten erschien das Stück, wurde von Wirsén\*) und dem „Stockholmer Tagblatt“ heruntergemacht und kurz darauf vom Theater abgewiesen.

Ein Briefchen Sonjas als Antwort auf die Nachricht von dieser Widerwärtigkeit deutet indes an, daß sie dieselbe ziemlich leicht hinnahm:

\*) Ein bekannter schwedischer Kritiker.

Anm. d. Übers.

„Was gedenkst du jetzt zu thun, du treulose, grausame Mutter? Die siamesischen Brüder entzweischneiden, das trennen, was die Natur vereint hat? Du flößest mir einen wahren Schrecken ein. Strindberg hat recht, was die Frau betrifft. Aber dessenungeachtet komme ich gleichwohl heute Abend zu dir, du Verabscheuungswürdige!“

In der That waren wir beide schon gegen diese jetzt abgeschlossene Arbeit gleichgültig. Wir glichen einander vollkommen darin, daß wir nur „die ungeborenen Sprößlinge“ liebten, und wir träumten schon von anderen Arbeiten, die viel besser gelingen sollten. Der Unterschied zwischen uns bestand bloß darin, daß Sonja noch immer mit ihrer ganzen Liebe an der Idee von der gemeinsamen Arbeit festhielt, während diese in meinem Herzen schon erloschen war, ob schon ich ihr dies nicht zu sagen wagte. Und wer weiß, ob nicht das immer mehr wachsende Bedürfnis, mich selbst wieder zu haben, wieder alleinige Herrin meiner Gedanken und Stimmungen zu werden, unbewußt zu dem Beschluß, den ich jetzt faßte, diesen Winter nach Italien zu reisen, beitrug. Es war lange Zeit von dieser Reise die Rede gewesen, aber Sonja hatte sich dagegen immer widersetzt, als einen Verrat an unserer Freundschaft. Aber diese Freundschaft, die mir einerseits so teuer war und so viele reine Freude gewährte, fing mich gleichzeitig durch die allzu großen Forderungen, die sie an mich stellte, zu drücken an. Ich sage dies, um Sonjas spätere Lebenstragödie zu erklären; ihre idealistische Natur forderte ein Ganzes, wie es das Leben nur äußerst selten gewähren kann, ein vollkommenes Verschmelzen zweier Seelen, das sie weder in der Freundschaft noch später in der Liebe zu realisieren vermochte.

Ihre Freundschaft ebenso wie später ihre Liebe war tyrannisch in dem Sinne, daß sie nicht zugab, daß der andere ein Gefühl, einen Wunsch, einen Gedanken haben dürfe, der nicht auf sie Bezug hatte. Sie wollte den Menschen, den sie liebte, auf eine solche Weise besigen, daß dies beinahe die

Möglichkeit eines eigenen, individuellen Lebens bei dem andern ausschloß, und ist dies schon in einem Liebesverhältnis fast eine Unmöglichkeit, wenigstens zwischen zwei gleich hoch entwickelten Persönlichkeiten, so ist dies natürlicherweise noch mehr in einem Freundschaftsverhältnis der Fall, dessen Art und Wesen in individueller Freiheit jedes Theiles gleichsam als Grundelement besteht. Hierin liegt vielleicht auch die Erklärung dafür, daß die Freude einer Mutter so wenig imstande war, die Forderungen ihres Herzens nach Zärtlichkeit zu befriedigen. Ein Kind liebt nicht so, wie es sich lieben läßt; ein Kind geht nicht in den Interessen eines andern auf, es ist mehr empfangend als gebend — und Sonja bedurfte und verlangte eine gebende Liebe.

Hiermit will ich doch keineswegs sagen, daß sie selbst in ihrem Verhältnisse zu denen, die sie liebte, mehr fordernd als gewährend war. Im Gegenteil, sie war unendlich freigebig, ließ ihre Sympathie im reichsten Maße zu theil werden, war verschwenderisch in kleinen Freundschaftsbezeugungen und würde zu jeder Aufopferung bereit gewesen sein.

Aber sie verlangte alles zurückzuerhalten, was sie gab, ein Entgegenkommen auf halbem Wege, vor allem aber die Gewißheit, daß sie ebensoviel für den andern, als dieser für sie bedeute.

Während desselben Herbstes hatte Sonja außer den literarischen Widerwärtigkeiten auch einen großen und schweren Kummer zu tragen gehabt. Die Schwester, zu deren Krankenbett sie schon so viele Male mit Aufopferung aller eigenen Pläne und Wünsche, bloß um im letzten Augenblicke an ihrer Seite sein zu können, über Land und Meer geeilt, war diesen Herbst nach Paris gebracht worden, um sich dort einer Operation zu unterziehen. Sonja war damals durch ihre Vorlesungen an die Universität gefesselt; hätte man sie aber gerufen, wäre sie noch einmal gereist, selbst wenn es ihre Anstellung und ihren Lebensunterhalt gekostet hätte. Man versicherte sie indes, daß die Operation ungefährlich und aller Grund vorhanden sei, auf vollständige Genesung zu hoffen.

Schon hatte sie Nachricht von dem glücklichen Ausgange der Operation erhalten und hoffte deshalb das Beste, als plötzlich ein Telegramm mit der Nachricht von dem Tode der Schwester eintraf. Eine Lungenentzündung war dazu gekommen, und in dem Schwächezustand, worin sich die Patientin damals befand, war sie derselben sofort erlegen.

Sonja hatte, wie aus der ganzen Schilderung in den „Schwestern Kowalevsky“ hervorgeht, diese Schwester immer sehr geliebt, und zu dem Schmerze, sie für immer verloren zu haben und in ihrem letzten Augenblicke nicht bei ihr gewesen zu sein, trotz der Opfer, die sie schon gebracht, um diese Liebespflicht erfüllen zu können, gesellte sich jetzt der Gram über das bittere Geschick der einmal so gefeierten, so bewunderten Anjuta. Von einem vieljährigen, schmerzlichen Leiden verzehrt, in allem getäuscht, was sie vom Leben gehofft hatte, in ihren persönlichen Verhältnissen unglücklich, in ihrer Entwicklung als Schriftstellerin gehemmt — und dann, nach allen diesen Leiden, nichts anderes als den Tod, den unerbittlichen, in der Blüte ihrer Jahre!

Und für eine so reflektierende Natur, wie die Sonjas, wurden alle Leiden vergrößert, indem sie dieselben generalisierte. Das Unglück, das sie oder jemand von denen, die sie liebte, traf, wurde zum Unglück der Menschheit, und sie fühlte auf diese Weise nicht bloß ihr eigenes, sondern aller Leid.

Es schmerzte sie auch sehr, zu denken, daß mit dem Hinscheiden der Schwester das letzte Band, welches sie an ihre Heimat geknüpft hatte, zerrissen war.

„Es giebt keinen mehr, der sich meiner als der kleinen Sonja erinnert,“ sagte sie. „Für euch alle bin ich Frau Kowalevsky, die berühmte, gelehrte Frau &c. Für niemand mehr die kleine, scheue, verschlossene, zurückgesetzte, kindliche Sonja.“

Bei der großen Selbstbeherrschung, die sie besaß, und bei der Fähigkeit, ihre wirklichen Gefühle zu verbergen, zeigte sie sich im gesellschaftlichen Leben ganz und gar als dieselbe wie früher. Sie trug nicht einmal Trauerkleidung — die Schwe-

ster hatte, so wie sie, eine entschiedene Abneigung gegen Schwarz gehabt, und sie hielt es für einen falschen Konventionalismus, sie so zu betrauern — aber der innere zerrissene Zustand, in dem sie sich befand, verriet sich durch eine hochgradige Nervosität. Sie konnte über das geringste Unbehagen in Thränen und wegen des unbedeutendsten Widerspruches in heftige Worte ausbrechen. Sich selbst analysierend, wie sie es immer that, sagte sie: „Mein großer Schmerz, den ich zu beherrschen suche, bricht in kleinen Gereiztheiten aus. Das ist die allgemeine Tendenz des Lebens, alles in Kleinigkeiten umzusetzen und einem nicht einmal den Trost eines ungetheilten großen Gefühls zu vergönnen.“

Sie hoffte, daß die Schwester irgend eine Form finden werde, sich ihr zu offenbaren, entweder im Traume oder in einem Gesichte. Sie behielt nämlich ihr ganzes Leben hindurch den Glauben an die Bedeutung der Träume, wovon schon ihre Jugendfreundin erzählte, und an Ahnungen und Offenbarungen in anderen Formen.

Sie hatte auch immer schon lange voraus gewußt, ob ein Jahr für sie glücklich oder unglücklich werden sollte. Daß 1887 ihr sowohl große Freude, als auch großen Kummer bringen werde, wußte sie, ebenso wie sie schon jetzt sagte, daß 1888 eines der glücklichsten Jahre ihres Lebens, dagegen 1890 eines der bittersten werden sollte. 1891 sollte ihr wiederum einen beginnenden Lichtstrahl bringen. Dieser Lichtstrahl war der Tod!

Peinliche Träume hatte sie jederzeit, wenn jemand von denen, die sie liebte, litt oder etwas that, was ihr Leid verursachte, wenn sie es wußte. Die letzten Nächte vor dem Tode der Schwester hatte sie besonders schwere Träume gehabt — zu ihrer eigenen Verwunderung, da die Nachrichten gut waren. Als aber die Todesnachricht kam, sagte sie, sie hätte darauf vorbereitet sein sollen.

Doch die Offenbarung nach dem Tode, die sie erwartet und erhofft hatte, kam nicht.

## XII.

Triumph und Niederlage. Alles gewonnen — alles verloren.

Ich reiste 1888, im Januar, und wir sahen uns vor 1889, im September, nicht wieder. Nicht zwei volle Jahre waren dahingegangen, aber unser beider Leben hatte während dieser Zeit seine entscheidendsten Krisen durchgemacht, und wir fanden uns als ganz andere Menschen wieder. Wir konnten uns einander nicht mehr so nähern, wie früher, da wir beide von unserem eigenen Lebensdrama in Anspruch genommen waren und keine von uns der andern die ganze Wahrheit von dem Konflikte sagen wollte, in welchem sie sich befand. Da es in dieser Schilderung meine Aufgabe ist, wiederzugeben, was mir Sonja über sich selbst erzählt hat, so werde ich auch von diesem ihrem letzten Lebensschicksale nur erzählen, was sie mir selbst gesagt hat, obschon dies notwendigerweise schwankender und unbestimmter wird, als alle meine anderen Mittheilungen über sie, zumal sie mich nicht mehr so in ihr Inneres blicken ließ, wie zuvor.

Kurz nach meiner Abreise hatte sie einen Mann kennen gelernt, welcher nach ihrem Ausspruche die genialste Persönlichkeit war, die sie jemals gesehen. Von ihrer ersten Begegnung an war sie durch die stärkste Sympathie und Bewunderung zu ihm hingezogen worden, und dieses Verhältniß hatte sich allmählich zu einer leidenschaftlichen Liebe entwickelt. Er seinerseits hatte ihr warme Huldigung entgegenbracht und sie gebeten, seine Frau zu werden. Ihr aber war es vorgekommen, als ob er mehr aus Bewunderung als aus Liebe sich zu ihr hingezogen fühlte, und sie weigerte sich deshalb, eine eheliche Verbindung mit ihm einzugehen, setzte aber dafür die ganze Energie ihrer Seele ein, ihn völlig zu gewinnen und ihm dieselbe Hingebung einzusflößen, die er bei ihr erweckt hatte. Dieser Kampf war ihre ganze Lebensgeschichte, während der zwei Jahre, die wir getrennt gewesen. Sie

quälte ihn und sich selbst mit ihren Ausprüchen, machte ihm heftige Eifersuchtszenen; sie trennten sich zu wiederholten Malen in völliger Erbitterung, von Verzweiflung zerrissen, sahen einander wieder, versöhnten sich und rissen sich wieder gewaltsam voneinander los.

Ihre Briefe an mich während dieser Zeit verraten äußerst wenig von ihrem inneren Leben. Sie war, wenn es das verborgenste Leben ihres Herzens galt, ihrer Natur nach sehr verschlossen, besonders was ihre Kimmernisse betraf, und nur unter dem Einflusse des persönlichen Umganges konnte sie zur Vertraulichkeit aufthauen, woher es auch kam, daß ich erst bei meiner Rückkehr nach Schweden dasjenige erfuhr, was ich von ihrer Geschichte während des Zeitraumes, da wir getrennt waren, weiß. Ich theile indes im Auszuge das am meisten Charakteristische ihrer schriftlichen Äußerungen in dieser Zwischenzeit mit.

\* \* \*

Kurz nach meiner Abreise im Januar 1888 schreibt sie: „Diese Geschichte mit E. (bezieht sich auf eine Begebenheit in ihrem Umgangskreise in Stockholm) hat mich auf den Gedanken gebracht, sobald ich meine Freiheit habe, meine litterarische Erstgeburt ‚Der Privatdocent‘ wieder vorzunehmen. Ich glaube, wenn ich ihn ganz und gar umarbeite, kann ich etwas Vorzügliches aus diesem Stoff machen. Ich bin wirklich etwas stolz darauf, schon in so jungen Jahren gewisse Seiten des menschlichen Lebens so richtig verstanden zu haben. Wenn ich jetzt E.s Gefühle gegenüber G. analysiere, glaube ich wirklich das Verhältniß zwischen meinem Privatdocenten und seinem Professor ganz richtig geschildert zu haben. Und was für ein prächtiger Anlaß das werden kann, um den Socialismus zu predigen! Oder wenigstens um die These zu entwickeln, daß ein demokratischer, aber nicht socialistischer Staat die ärgste Horreur ist, die es geben kann.“

\* \* \*

Kurz darauf schreibt sie:

„Besten Dank für deinen Brief aus Dresden! Ich bin immer unendlich froh, so oft ich einige Zeilen von dir erhalte, obschon dein Brief im ganzen genommen einen sehr melancholischen Eindruck auf mich gemacht hat. Nun, was soll man da machen? Das Leben ist einmal so, man erreicht nie, was man will und was man zu brauchen meint. Alles andere, aber gerade das nicht. Irgend ein anderer Mensch wird das Glück erreichen, das ich mir gewünscht habe und woran er nie gedacht hat. Es muß mit der Bedienung bei *le grand festin de la vie* schlecht bestellt sein, denn alle Gäste scheinen durch Nachlässigkeit die Portionen zu erhalten, die für andere bestimmt waren. Indes scheint N. die Portion erhalten zu haben, die er sich wünscht. Er ist für seine Reise nach Grönland so entflammt, daß sich wohl keine Geliebte in seinen Augen mit derselben an Anziehungskraft messen kann. Du mußt also von deinem geistreichen Projekte, ihm zu schreiben, absteigen, denn ich fürchte, daß nicht einmal der Gedanke an dich ihn von der Reise zu den Geistern der großen verstorbenen Männer, welche nach einer lappländischen Sage über den Eisflächen Grönlands schweben, abhalten könnte. —

Ich meistens arbeite soviel ich nur kann an einer Preisabhandlung, aber ohne besondere Lust oder Begeisterung.“

Sonja hatte kurz zuvor die Bekanntschaft Frithjof Nansen bei seinem Besuche in Stockholm gemacht, und seine ganze Persönlichkeit, sowie sein kühner Reiseplan gefielen ihr außerordentlich. Sie hatten sich nur einmal getroffen, aber beide durch diese Begegnung einen so tiefen Eindruck erhalten, daß sie es später für wahrscheinlich hielten: daß, wenn nichts anderes dazwischen gekommen, sich aus dieser starken Sympathie eine Lebensentscheidung für beide hätte entwickeln können. Im nächsten Briefe, auch vom Januar 1888, schreibt sie weiteres hierüber:

„Ich stehe jetzt ganz unter dem Banne der eindrucksvollsten Lektüre, die ich je gehabt habe. Heute bekam ich nämlich von M. einen kleinen Aufsatz mit einem Exposé seiner beabsichtigten Wanderung durch Grönlands Eisfelder. Ich bin ganz verblüfft gewesen, als ich ihn gelesen habe. Jetzt hat er auch eine Anzahlung von 5000 Kronen von dem dänischen Großhändler Gamel für diese Reise erhalten, so daß ich annehme, daß keine Macht der Erde ihn von derselben abhalten könnte.

Der Aufsatz ist übrigens so interessant und so schön geschrieben, daß ich, sobald ich deine genaue Adresse weiß, ihn dir übersenden werde (natürlicherweise gegen das Versprechen, ihn sofort wieder zurückzusenden), denn hat man diesen kleinen Aufsatz gelesen, kann man sich eine approximative Vorstellung vom Autor machen. Heute habe ich auch mit B. über ihn gesprochen. B. behauptet, seine Arbeiten seien geradezu genial, und meint auch, daß er zu gut sei, um sein Leben in Grönland zu riskieren.“

In ihrem nächsten Briefe merkt man schon die ersten Anzeichen der Krise, die in ihrem Leben jetzt eintreten sollte. Der Brief ist nicht datiert, muß aber im März desselben Jahres geschrieben worden sein. Sie hatte jetzt den Mann kennen gelernt, dessen Einfluß für ihr ganzes noch übriges Leben bestimmend werden sollte. Sie schreibt:

„Du stellst mir auch andere Fragen, aber diese will ich nicht einmal an mich selber richten, und du mußt deshalb entschuldigen, daß ich sie unbeantwortet lasse. Ich fürchte mich, Zukunftspläne zu entwerfen. Das einzige, was leider gewiß, ist, daß ich jetzt zweieinhalb lange, endlose Monate allein in Stockholm bleiben muß. Aber das ist vielleicht ganz gut, damit es mir wirklich klar wird, wie allein ich in der That dastehe.“

\*

\*

\*

Ich hatte ihr mitgeteilt, daß ich in Rom von Skandinavien erzählen gehört, Hansen solle schon seit mehreren Jahren verlobt sein, und als Antwort erhielt ich kurz darauf folgenden lustigen Brief:

„Liebe Anna Charlotte!

*Souvent femme varie*

*Bien fol est qui s'y fie!*

Hätte ich deinen Brief mit der schrecklichen Nachricht, welche derselbe enthält, ein paar Wochen früher erhalten, hätte derselbe gewiß mein Herz gebrochen.

Aber jetzt muß ich zu meiner eigenen Schande gestehen, daß, als ich deine innig teilnehmenden Zeilen gestern zu lesen bekam, ich mich nicht enthalten konnte, in Lachen auszubrechen. Gestern war überhaupt ein schwerer Tag für mich, denn der dicke M. reiste abends fort. Ich hoffe, daß dir jemand von der Familie schon von der Umgestaltung unserer Pläne geschrieben hat, so daß ich davon heute nicht zu reden brauche. Im ganzen genommen kann ich nicht anders sagen, als daß diese Veränderung auch für mich persönlich glücklich ist, denn wäre der dicke M. geblieben, weiß ich nicht, wie ich hätte arbeiten können. Er ist so groß, so ‚breitgeschlagen‘, nach R.s glücklichem Ausdrucke in der Festrede, und nimmt einen so schrecklich großen Platz nicht nur auf dem Sofa, sondern auch in der Gedankenwelt ein, daß es für mich ganz unmöglich wäre, in seiner Gegenwart an etwas anderes als an ihn selbst zu denken.

Obschon wir während seines zehntägigen Aufenthaltes in Stockholm beständig, meistens zu zweien beisammen gewesen sind und über nichts anderes als über uns selbst mit einer Offenherzigkeit gesprochen haben, dergleichen du nicht leicht wieder finden könntest, bin ich gänzlich außer stande, meine Gefühle für ihn zu analysieren. Am besten kann ich meinen Eindruck von ihm mit Mussets prächtigen Versen wiedergeben:

Il est très joyeux — et pourtant très maussade;  
 Détestable voisin — excellent camarade;  
 Extrêmement futile — et pourtant très posé;  
 Indignement naïf — et pourtant très blasé,  
 Horriblement sincère — et pourtant très rusé.

Ein echter Russe obendrein. Gewiß ist auch, daß er in seinem kleinen Finger mehr Genie und Originalität hat, als du aus beiden — — — zusammen pressen könntest, wenn du sie auch mit einer hydraulischen Presse bearbeiten würdest.“

Der zweite Teil des Briefes enthält die Entwicklung von Reiseplänen für den Sommer, welche inzwischen nicht realisiert wurden, weshalb ich davon nur das Wichtigste citiere.

„Ich glaube kaum, daß ich nach Bologna kommen werde (zum dortigen Jubelfest wollte sie schon lange reisen), teils weil eine solche Reise — bezüglich Toiletten zc. — sehr teuer sein würde, teils auch, weil alle solchen Festlichkeiten langweilig und ganz und gar nicht nach meinem Geschmacke sind. Für mich ist es sehr wichtig, in Paris zu sein, wenn auch für kurze Zeit. Vom 15. Mai bis zum 15. Juni gedenke ich also in Paris zu sein und dann reisen wir mit dem dicken M. nach Italien, um dich zu treffen, denn es ist ausgemacht, daß wir dort den Sommer zusammen verbringen werden. Das ist das Wichtigste, aber wo? Dies ist eine Detailfrage, die mich eigentlich weniger interessiert. Ich meines Teils schlage die italienischen Seen oder Tirol vor. M. geht auf diesen Vorschlag ein, aber eigentlich würde er vorziehen, uns zu überreden, mit ihm über Konstantinopel nach dem Kaukasus zu reisen. Ich muß zugeben, daß sein Vorschlag verlockend ist, besonders da er versichert, daß diese Reise auch nicht so teuer ist. Aber hinsichtlich dieses Punktes hege ich meine Zweifel, und ich glaube, wir thun klüger, uns an bekannte und civilisierte Länder zu halten.

Es giebt einen Umstand, der in meinen Augen für den ersten Plan spricht: ich möchte so schrecklich gerne einige meiner mannigfaltigen Phantasien und Traumbilder während

dieses Sommers zu Papier bringen. Du mußt auch zu arbeiten anfangen, nachdem du dich während dieser ganzen Monate ausgeruht hast, und dies ist nur möglich, wenn wir uns an einer schönen Stelle niederlassen und ein stilles idyllisches Leben führen.

Und niemals ist man so versucht, Romane zu schreiben, als in der Gesellschaft des dicken M.; denn trotz seiner großartigen Dimensionen (welche übrigens ganz und gar im Verhältnisse zu dem sonstigen Charakter eines russischen Bojaren sind) ist er der vollendetste Romanheld für einen realistischen Roman, den ich in meinem Leben getroffen habe. Ein guter litterarischer Kritiker mit dem heiligen Feuer ist er auch, wie ich glaube.“

Aus unserem Plane, uns im Sommer zu treffen, wurde nichts. Sonja traf mit ihrem russischen Freunde Ende Mai in London zusammen, reiste dann im Sommer nach dem Harz und besuchte Weierstraß, um bei der Schlußredaktion ihrer Arbeit seine Meinung zu hören, da sie die Schrift im Frühjahr im halbfertigen Zustande der französischen Akademie eingefandt und sich die Befugnis ausgebeten hatte, vor der Preisvertheilung am Jahreschlusse mit einer vollständigeren Entwicklung der Frage einkommen zu dürfen.

Wie geht es sie während dieser Frühlingsmonate arbeitete, erhellt aus den kurzen Briefen, die ich während dieser Zeit empfang. Der eine, aus Stockholm, ist zugleich an mich und meinen ältesten Bruder adressiert — wir waren nämlich in dieser Zeit zusammen in Italien.

„Meine lieben Freunde!

Ich kann euch keine langen Briefe schreiben, denn ich arbeite soviel als ich vermag, und als es überhaupt einem Menschen möglich ist, zu arbeiten. Ich weiß noch nicht, ob ich mit meiner Abhandlung zustande komme oder nicht. Ich bin auf eine Schwierigkeit gestoßen, mit der ich nicht fertig werden kann. — — —“

Kurz darauf, Ende Mai, befindet sie sich auf der Reise nach London und schreibt folgende Zeilen:

„Geliebte Anna Charlotte!

Hier sitze ich jetzt in Hamburg und warte auf den Zug, der mich in einer halben Stunde nach Blyssingen und später nach London bringen soll. Du kannst dir kaum denken, was es für ein Genuß ist, mir selbst wieder anzugehören, wieder Herrin meiner Gedanken und nicht gezwungen zu sein, dieselben par force auf einen einzigen Gegenstand zu konzentrieren, wie ich es die letzten Wochen thun mußte.“

Während des Aufenthaltes im Harz beklagte sie sich auch öfters über den Zwang, den ihr ihre Arbeit auferlegte. Hier hatte sich um den Veteranen Weierstraß eine ganze Gruppe jüngerer Mathematiker gesammelt: Mittag-Leffler, der Italiener Volterra, die Deutschen Cantor, Schwarz, Hurwitz, Hettner und andere. Es wurden natürlicherweise sehr interessante Gespräche zwischen allen diesen Repräsentanten derselben Wissenschaft geführt, und Sonja grämte sich darüber, daß sie sich mit ihrer Arbeit einschließen mußte, anstatt diese Gesellschaft zu genießen, und war auf die anderen eifersüchtig, welche mehr Zeit als sie hatten, den geistreichen Mitteilungen zu lauschen, deren die Unterredungen mit dem bewunderten Lehrer voll waren.

Im September kam sie nach Stockholm zurück, und während der noch übrigen Herbstmonate lebte sie in einem Zustande der Überanstrengung, der später ihre Kraft für lange Zeit lähmte. Dieses Jahr, 1888, sollte, wie sie schon lange vorausgesehen, sie auf die Höhe ihres Glückes und Erfolges bringen; gleichzeitig trug es aber auch in seinem Schoße die Unglücksfälle und Kummernisse, die mit dem Einbruche des neuen Jahres auf sie einströmten.

Als sie zu Weihnachten 1888 bei der feierlichen Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften, in Gegenwart vieler der berühmtesten Gelehrten ihrer Zeit, persönlich den

Bordinschen Preis erhielt, welches Ereignis nicht bloß die größte wissenschaftliche Auszeichnung bedeutete, die jemals einer Frau zuerkannt worden, sondern auch eine der allergrößten, die ein Mann erstreben konnte, war der Mann in ihrer Nähe, in dessen Gesellschaft sie die vollste Befriedigung alles dessen gefunden, wonach ihre Seele dürstete und ihr Herz begehrte. Sie besaß in diesem Augenblicke alles, was sie sich jemals als Lebensglück geträumt hatte: die höchste Anerkennung ihres Genies und einen Gegenstand für die ganze Hingebung ihrer Natur. Aber sie war wie die Prinzessin, in deren Wiege die Feen alle guten Gaben gelegt hatten, deren Wirken aber durch die unselige Zugabe einer einzigen neidischen Fee gehemmt wurde. Wohl hatte sie während ihres Lebens alles erhalten, was sie sich wünschte, aber immer zu un rechter Zeit oder unter Umständen, die ihr das Glück verbitterten.

Mitten in ihrer angestrengtesten Arbeit um den Preis, den zu gewinnen jetzt eine Ehrensache für sie war, weil alle ihre mathematischen Freunde wußten, daß sie hierfür arbeitete, sollte der Umschlag in ihrem persönlichen Leben kommen, den sie so lange gewünscht hatte. In den letzten Monaten vor Einsendung ihrer Arbeit lebte sie in einem aufreibenden Zwiespalte zwischen den ungleichen Anforderungen, die die Frau und die Gelehrte an sie stellten. Physisch richtete sie sich förmlich zu Grunde, indem sie fast ausschließlich in den Nächten arbeitete. Geistig wurde sie auch von diesem Kampfe zwischen den innersten Forderungen ihrer Natur: der, eine intellektuelle Aufgabe zu vollbringen, und der, sich ganz dem neuen, sie mächtig beherrschenden Gefühl hinzugeben, stark hergenommen. Das ist der Konflikt, in den bis zu einem gewissen Grade vielleicht alle Frauen geraten müssen, die sich einer individuellen produktiven Wirksamkeit widmen, und das ist vielleicht eine Einwendung, die man gegen die Entwicklung dieser Art Anlagen beim Weibe erheben könnte, daß diese sie scheinbar außer Stande setzen, so ganz in einem

Liebesverhältnisse aufzugeben, wie es die meisten Männer von ihrer Frau oder ihrer Geliebten wünschen.

Für Sonja war es in diesem Falle eine Pein, zu fühlen, daß sich ihre Arbeit zwischen sie und den Mann stellte, dem sie alle ihre Gedanken zu widmen gewünscht hätte. Sie fühlte es dunkel, ohne daß es zwischen beiden ausgesprochen wurde, daß er dadurch abgefühlt wurde, daß sie gerade in dem Zeitpunkte, als die stärkste Sympathie beide zu einander hinzog, so stark von einer Bestrebung in Anspruch genommen war, die ihm vielleicht als ein Jagen nach Ehre und Auszeichnung erschien, noch dazu nach einer, die ein Weib in den Augen der meisten Männer nicht begehrenswerter macht. Eine Sängerin oder Schauspielerin, die mit Lorbeerkränzen bedeckt wird, findet oft durch diese Triumphe den Weg zum Herzen eines Mannes — dies war Sonjas Reflexion — ebenso ein schönes Weib, das um seiner Schönheit willen in einem Salon bewundert wird. Aber ein Weib, das sich vor lauter Studieren müde Augen und Falten auf der Stirne holt, um einen Preis in der Akademie der Wissenschaften zu gewinnen — was kann da wohl die Phantasie eines Mannes anziehen!

Und sie sagte sich mit Bitterkeit, daß sie vielleicht unverantwortlich handle, indem sie nicht ihren Ehrgeiz in diesem Augenblicke opferte, um das zu gewinnen, was für sie um vieles mehr als alle Erfolge in der Welt bedeutete. Und doch konnte sie nicht anders.

Sich jetzt zurückziehen, wäre einer eklatanten Erklärung ihrer Inkompetenz gleichgekommen; die Macht der Umstände und ihre eigene Natur trieben Sonja unwillkürlich vorwärts dem Ziele zu, das sie sich einmal gesteckt hatte. Hätte sie voraus gewußt, was es sie kosten werde, diese Arbeit bis auf die letzten Stunden aufzuschieben, sie hätte sich wohl nicht verleiten lassen, ihre Zeit mit dem „Kampf ums Glück“ zu verspielen, dessen Ausarbeitung ihren gegenwärtigen Kampf ums Glück soviel schwieriger gemacht hatte, als es notwendig war.

So kam sie denn nach Paris und erhielt ihren Preis. Dort war sie die Heldin des Tages, sie fuhr von Fest zu Fest, wurde in Toasten gefeiert und beantwortete diese, empfing Interviewers und Besuche ganze Tage lang und hatte kaum einen Augenblick dem Manne zu widmen, der sie hier aufsuchte, um bei ihren Triumpfen gegenwärtig zu sein. Und so wurden ihr sowohl das Glück ihres Herzens, als auch der Triumph ihres Ehrgeizes vergällt, die, jedes für sich, ihr soviel Freude bereitet hätten — und zwar durch dieses ihr unseliges Geschick, daß sie wohl vom Leben alles erhielt, was sie wünschte, aber immer unter solchen Umständen, daß die Süßigkeit im Becher des Glückes in Bitterkeit verwandelt wurde — gemäß ihrer eigenen Erklärung; vielleicht auch zufolge des Dualismus in ihrer Natur, welcher schuld war, daß sie immer zwischen der Gefühls- und Gedankenwelt, zwischen dem Bedürfnisse, sich einem andern hinzugeben, und dem gleich tiefen Bedürfnisse, sich selbst zu besitzen, hin und her schwankte, diesem ewigen Dualismus, der sich unwillkürlich in dem Leben eines jeden produktiv begabten Weibes fühlbar machen muß, wenn sich darin die Liebe als eine Macht erweist. Und dazu kam eine weitere Komplikation, die auf Sonjas Charakter beruhte. Ihre Liebe war eifersüchtig und tyrannisch, sie forderte von dem, der sie liebte, eine solche Hingebung, ein solches Aufgehen in ihr selbst, daß es wohl alles überschritten haben dürfte, was einem Manne anders als in den seltensten Ausnahmefällen möglich ist. Aber anderseits konnte sie sich selbst nicht entschließen, ihr Leben mit einem Schlage abzubrechen, ihre Wirksamkeit und Stellung aufzugeben, wie er es verlangte, und nichts anderes als seine Frau zu werden.

Und so, bei der Unmöglichkeit, diese ungleichen Anforderungen zu vereinigen, litt ihre Liebe ihren großen, entscheidenden Schiffbruch.

In dieser Zeit traf sie in Paris mit einem ihrer Bettern zusammen, den sie seit ihrer ersten Jugendzeit nicht mehr

gesehen hatte. Dieser war Großgrundbesitzer im Inneren von Rußland, wo er ein glückliches Familienleben mit einer geliebten Frau und einer großen Schar heranwachsender Kinder führte. Er hatte aber in seiner Jugend gewisse künstlerische Bestrebungen gehabt, die er später aufgegeben, und Sonja und er hatten zusammen von manchen ehrgeizigen Zukunftsträumen gesprochen. Als er sie nun jetzt wieder sah, in ihrem ganzen Triumph, umringt, gefeiert wie eine Heldin des Tages in diesem Paris, wo ein persönlicher Triumph berausender als anderswo ist, regte sich in ihm ein leises Gefühl von Gram über sein eigenes Leben. Sie hatte alles erreicht, wovon sie geträumt — aber er! Er war nichts anderes als ein unbedeutender Landjunker und glücklicher Familienvater geworden.

Sonja wiederum betrachtete sein hübsches, wohlerhaltenes Antlitz mit dem ruhigen, harmonischen Ausdruck, sie hörte ihn von seiner Frau und ihrem glücklichen Zusammenleben sprechen und dachte ihrerseits: er hat das wirkliche Glück gefunden, er reibt sich nicht in komplizierten Konflikten auf, sondern nimmt das Leben einfach und voll. Über diese Begegnung und diese Stimmung wollte sie eine Novelle schreiben, wie sie mir erzählte, und ich beklage es tief, daß sie dieselbe niemals ausführen konnte, denn sie wäre voll von ihrer persönlichen Lebensphilosophie gewesen.

Ein Brief aus dieser Zeit an meinen Bruder zeigt, wie sehr sie sich aufgerieben fühlte. (Er ist französisch geschrieben.)

„Paris, Januar 89.

Lieber Gustav!

In diesem Augenblicke erhalte ich Ihren freundlichen Brief. Wie bin ich Ihnen für Ihre Freundschaft dankbar! Ja, ich glaube wirklich, daß diese das einzig wahrhaft Gute ist, was mir das Leben geschenkt hat. Ach, wie schäme ich mich, so wenig zu thun, um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich dieselbe schätze! Aber rechnen Sie mir das nicht an, lieber Gustav, ich bin wirklich in diesem Augenblicke nicht Herrin meiner

selbst. Von allen Seiten erhalte ich Glückwunschschreiben, und vermöge einer wunderlichen Ironie des Geschickes habe ich mich nie in meinem Leben so unglücklich gefühlt, wie jetzt. Unglücklich wie ein Hund! Nein, ich hoffe um der Hunde willen, daß sie nicht so unglücklich sein können, wie die Menschen und besonders die Frauen. Aber vielleicht werde ich allmählich räsonnabler werden.

Ich werde mich wenigstens anstrengen, es zu werden. Ich werde aufs neue zu arbeiten und mich für praktische Dinge zu interessieren anfangen, und mich da natürlicherweise ganz und gar von ihrem Räte leiten lassen und alles thun, was sie wollen. Augenblicklich ist alles, was ich thun kann, meinen Schmerz für mich zu bewahren, mich zu hüten, im gesellschaftlichen Leben Mißgriffe zu thun und zu vermeiden, daß man von mir spricht.

Ich bin diese Woche sehr viel eingeladen gewesen: bei Vertraud, Menabrea, später bei Graf Lewenhaupt in Gesellschaft von Prinz Eugen zc., aber ich bin heute zu sehr niedergeschlagen, um Ihnen alle diese Diners zu beschreiben.

Ich werde es ein anderes Mal versuchen. Wenn ich in meine Wohnung zurückkehre, thu ich nichts anderes, als in meinem Zimmer auf und ab gehen. Ich habe weder Appetit noch Schlaf, und mein ganzes Nervensystem ist in einem traurigen Zustande. Für den Augenblick weiß ich nicht einmal, ob ich um Urlaub ansuchen soll. Nächste Woche wahrscheinlich werde ich mich entscheiden.

Adieu für heute, mein liebster Gustav. Bewahren Sie mir Ihre Freundschaft, ich brauche sie sehr notwendig, dessen versichere ich Sie. Umarmen Sie Fousi in meinem Namen und danken Sie S. für all ihre Sorgfalt für sie.

Ihre treu ergebene

Sonja."

Sie entschloß sich, um Urlaub für das Frühjahrsquartal anzusuchen, und blieb in Paris, von wo sie mir im April (französisch) schreibt:

„Laß mich dir vor allem gratulieren zu dem großen Glück, das dir zugefallen ist. Welch glückliches Sonntagskind du bist! Eine so starke, tiefe und gegenseitige Liebe in deinem Alter gefunden zu haben: das ist wirklich ein Geschick, eines solchen Glückskindes, wie du es bist, würdig. Aber es war schon bestimmt, daß von uns beiden du ‚das Glück‘ bist, wogegen ich jetzt und wahrscheinlich immer lediglich ‚der Kampf‘ bleiben muß.

Es ist eigentümlich, je länger ich lebe, desto mehr werde ich von dem Gefühle des Fatalismus oder, richtiger gesagt, des Determinismus beherrscht. Das Bewußtsein des freien Willens, den man dem Menschen als angeboren zuschreibt, schwindet mir mehr und mehr. Ich empfinde, wieviel ich auch wollen, wieviel ich auch kämpfen mag, kann ich doch nicht ein Jota an meinem Schicksal ändern. Jetzt bin ich schon fast resigniert; ich arbeite, weil ich ein Bedürfnis nach Arbeit fühle, aber ich hoffe nicht allein nichts mehr, ich wünsche auch nichts. Du kannst dir keinen Begriff davon machen, bis zu welchem Grade ich für alles gleichgültig bin.

Aber genug von mir, sprechen wir von anderem. Es freut mich, daß dir meine polnische Erzählung\*) gefällt, und ich brauche dir nicht zu sagen, wie entzückt ich wäre, wenn du sie ins Schwedische übersetzen wolltest; ich würde mir nur schwere Vorwürfe machen, deine Zeit in Anspruch zu nehmen, die du soviel besser anwenden könntest. Ich habe auch eine lange Erzählung geschrieben über meine Kindheit, die Jugend meiner Schwester, ihre ersten Schritte auf der litterarischen Bahn und unsere Beziehungen zu Dostojewsky. — Für jetzt schreibe ich an ‚Vae Victis‘, wie du dich vielleicht erinnerst. Ich habe noch eine andere Novelle im Kopfe: ‚Les revenants‘, die mich auch sehr beschäftigt. Ich möchte gerne, daß du mir Vollmacht gäbest, über unser gemeinsames Kind: ‚Wenn es keinen Tod mehr giebt‘, zu dis-

\*) Eine Jugenderinnerung, französisch geschrieben, später schwedisch in „Nordisk Tidskrift“ abgedruckt.

ponieren. Das ist mein Liebling unter allen unseren Kindern, und ich habe in der letzten Zeit sehr viel daran gedacht, auch einen bewunderungswürdigen Rahmen dafür gefunden — das Institut Pasteur, dessen sämtliche Einrichtungen ich durch einen Zufall kennen gelernt und die eigens dazu gemacht sind, in Scene gesetzt zu werden. Schon seit einigen Wochen wälze ich in meinem Kopfe einen Plan für das Glück dieses unseres Kindes herum. Aber dieser Vorschlag ist so kühn und phantastisch, daß ich mich nicht daran wage, sofern du mir nicht Erlaubnis giebst, frei zu handeln.“

Im August schreibt sie wieder von Sevres, wo sie sich mit ihrem kleinen Mädchen und einigen russischen Freunden über Sommer niedergelassen:

„Jetzt eben habe ich einen Brief von Gustav erhalten, der mir mittheilt, daß ich dich vielleicht bei meiner Rückkehr nach Schweden treffen werde. Ich muß gestehen, daß ich genug egoistisch bin, mich darauf von ganzem Herzen zu freuen. — —

Ich bin ungeduldig, zu wissen, was du jetzt schreibst. Meinstetils habe ich auch so vieles, was ich dir zeigen und mittheilen möchte. An Stoffen zu Romanen hat es mir bisher, Gott sei Dank, nie gefehlt, aber augenblicklich gärt mein Kopf förmlich davon. Ich habe meine Jugenderinnerungen vollendet, die Einleitung zu ‚Vae Victis‘ geschrieben und außerdem zwei Novellen angefangen. Gott weiß, wann ich Zeit finden werde, dies alles fertig zu bringen.“

### XIII.

Litterarische Bestrebungen. — Gemeinsamer Aufenthalt in Paris.

Mitte September kam Sonja nach Stockholm zurück, und wir sahen einander nach einer Trennung von zwei Jahren wieder. Ich fand sie sehr verändert. Die früher sprudelnde Lebhaftigkeit und Scherzhaftigkeit waren beinahe ganz ver-

schwunden, die kleine Denkerfalte in der Stirne hatte sich vertieft, der Gesichtsausdruck war düster und geistesabwesend und selbst die Augen hatten den außerordentlichen Glanz eingebüßt, der ihre vornehmste Schönheit war. Sie schienen jetzt matt, und der geringe Fehler im Blick trat deutlicher als je hervor. Wie immer, gelang es ihr, in Gesellschaft mit mehr fremden Personen ihre Gemütsverfassung zu verbergen und sich beinahe so wie früher zu zeigen. Sie behauptete sogar selbst, die Erfahrung gemacht zu haben, daß man, wenn sie in ihrem Innersten am meisten gequält war, in ihrer Umgebung das Urteil gefällt habe: „Frau Kowalevsky war ungewöhnlich heiter und lebhaft.“ Aber für uns, die wir ihr näher standen, war die Veränderung nur allzu sehr erkennbar.

Sie hatte die Lust zur Gesellschaft verloren, nicht bloß mit Fremden, sondern auch mit uns; sie hatte kein Vergnügen ohne Beschäftigung und fand nur in einer verzweifelten, forcierten Arbeit einigermaßen Behaglichkeit. Ihre Vorlesungen hielt sie wieder pflichtgemäß, aber ohne Interesse. In der litterarischen Arbeit suchte sie jetzt eine Ableitung für ihre verzehrende Gemütsunruhe, teils weil diese mehr Berührungspunkte mit ihrem inneren Leben darbot, teils weil sie sich noch nicht genügend von der vorhergehenden Überanstrengung erholt hatte, um sich aufs neue in eine wissenschaftliche Arbeit vertiefen zu können.

Sie nahm zuerst die definitive Ausarbeitung des Einleitungskapitels zu „Vae Victis“ vor, das sie aus dem russischen Manuskript übersetzen und im laufenden Jahrgange der Zeitschrift „Norman“ veröffentlichen ließ.

Es ist ein Stimmungsbild, das den Kampf der Natur schildert bei ihrem Erwachen zu neuem Leben im Frühling nach dem langen Winterschlaf. Aber nicht das Lob des Frühlings wird hier gesungen, wie gewöhnlich in Schilderungen desselben, sondern im Gegenteil das des Winters, des ruhigen, ruhenden Winters, während der Frühling als

ein brutales, sinnliches Wesen geschildert wird, das große Hoffnungen erweckt, bloß um sie wieder zu vernichten.

Der Roman sollte ein Teil von Sonjas eigener innerer Geschichte werden. Wenige Frauen sind wohl so gefeiert und von soviel äußeren Erfolgen begleitet gewesen, wie sie, und doch wollte sie in diesem Roman das Lob der Besiegten singen. Denn sie selbst fühlte sich, trotz ihrer Triumphe, als eine im Kampfe um das Glück Besiegte und ihre Sympathie war stets auf Seite derer, die untergingen, niemals auf Seite der Sieger.

Dieses tiefe Mitgefühl mit den Leidenden war ein sehr charakteristischer Zug bei ihr, das heißt, es war nicht das Mitgefühl der christlichen Barmherzigkeit, sondern Mitleiden, in des Wortes buchstäblicher Bedeutung; sie fühlte das Leid der anderen als ihr eigenes, aber nicht mit der Überlegenheit, die zu trösten sucht, sondern mit der Verzweiflung über die Grausamkeit des Lebens. Sie sagte oft, daß das, was sie in der griechischen Religion, in welcher sie erzogen worden und für die sie immer eine gewisse Pietät bewahrte, am meisten anzog, das Mitgefühl mit den Leidenden sei, welches darin mehr als in anderen Religionen ausgeprägt wäre. Und in der Litteratur wurde sie immer am tiefsten ergriffen, wenn diese Eigenschaft bei einem Dichter hervorstach. In der russischen Litteratur hat ja auch dieses Mitgefühl seinen schönsten Ausdruck erhalten.

Sie legte jetzt auch die letzte Hand an ihre Jugenderinnerungen. Fräulein Hedberg übersetzte aus ihrem Manuscript, und abends, in unserem Familienkreis, wurden Kapitel für Kapitel, sobald sie übersetzt waren, vorgelesen. Trotz der gedrückten Stimmung, die sowohl auf Sonja wie auf mir lastete, wurde doch dieser Herbst durch den Arbeitseifer, den wir jetzt beide, obschon nicht mehr gemeinschaftlich, entwickelten, inhaltsreich. Ich schrieb während dieser Monate, Oktober und November, fünf neue Novellen, welche nach und nach, wie sie entstanden, im Familienkreise abwechselnd

mit denen Sonjas vorgelesen wurden. Wir freuten uns gegenseitig über unsere Arbeiten, fuhren zusammen zum Verleger und ließen unsere Bücher gleichzeitig erscheinen, ich meine Novellensammlung „Aus dem Leben“, 3. Teil, und Sonja „Die Schwestern Kazevsky“. Es war wie ein matter Abglanz der gemeinsamen Arbeit aus früheren Tagen.

Sonja hatte anfänglich beabsichtigt, ihre Erinnerungen geradezu als ein Stück Selbstbiographie zu veröffentlichen, wie sie es auch später in russischer Sprache gethan hat. Aber sobald wir das erste Kapitel hörten, rieten wir ihr davon ab. Wir glaubten, daß es in unserer kleinen Gesellschaft Anstoß erregen könnte, wenn eine noch junge Schriftstellerin sich hinsetzte und so ohne weiteres ganz unverblümt von ihrem intimen Familienleben erzählt. Mehrere Kapitel waren schon übersetzt und das Ganze russisch niedergeschrieben, als die Änderung vorgenommen wurde, „ich“ durch „Tanja“ zu ersetzen. Sonst hatten wir wenig oder nichts zu bemerken, konnten nur unsere Bewunderung darüber ausdrücken, sie mit einem Schlage als eine so vollendete Künstlerin auftreten zu sehen.

Während unsere zwei Bücher unter der Presse waren, begannen wir gemeinschaftlich eine neue Arbeit. Sonja hatte während ihres letzten Besuches in Rußland in der Verwahrung ihrer Schwester das Manuscript eines Dramas gefunden, welches diese vor mehreren Jahren geschrieben und das bei einigen fein gebildeten litterarischen Kritikern in Rußland lebhafteste Anerkennung gefunden hatte. Aber es war nicht bühnengerecht. Es enthielt viele wirklich geniale Scenen, ganz vorzügliche Charakterzeichnungen und eine eigentümlich tiefe, traurige Stimmung, hatte auch eine so starke russische Lokalfarbe, daß ich, als Sonja es mir in freier Übersetzung vorlas, sofort der Ansicht war, es würde der Mühe lohnen, es für eine Vorstellung auf der schwedischen Bühne umzuarbeiten.

Sonja hegte besonders nach dem Tode der Schwester den

lebhaften Wunsch, eine Arbeit von ihr in die Öffentlichkeit zu bringen. Sie empfand den Gedanken so schmerzlich, daß diese reichen Anlagen in ihrer Entwicklung gehemmt wurden, und fand eine Art Trost in dem Bestreben, sie wenigstens nach ihrem Tode berühmt zu machen.

Wir gingen also ans Werk, diskutierten Scene für Scene, Akt für Akt das ganze Stück durch und einigten uns darüber, was geändert werden sollte. Sonja machte dann den Entwurf zur Umarbeitung russisch, schrieb fast einen ganzen Akt allein — ihr erster Versuch, selbst einen dramatischen Dialog zu schreiben — und diktierte mir später alles in ihrem gebrochenen Schwedisch, was ich wieder während der Niederschrift umarbeitete.

Aber es schien, als ob keine Form gemeinschaftlicher Arbeit von uns beiden vom Glücke begünstigt sein sollte. Wir lasen das neue Drama — das nach vielem Suchen den etwas schwerfälligen Titel: „Bis zum Tode und nach demselben“ erhielt — einem kleinen Kreise litterarischer und artistischer Freunde vor, die Sonja in ihrem roten Salon versammelt hatte, aber deren Urtheile lauteten nicht besonders aufmunternd. Man fand das Drama allzu einfarbig düster und glaubte nicht, daß es auf der Bühne Glück machen werde.

Während dieser ganzen Arbeit gab es für jede von uns eine persönliche Frage, die wir so lange als möglich zurückdrängten, die aber, da sich Weihnachten näherte, entschieden werden mußte. Weder Sonja noch ich waren in der Verfassung, dieses Weihnachtsfest zu Hause zu feiern. Stockholm brannte uns beiden aus verschiedenen Gründen unter den Füßen, und wir beschloßen jetzt endlich, den alten Plan zu realisieren, den wir früher nie durchführen konnten: zusammen zu reisen. Nach vielen Vorschlägen entschieden wir uns für Paris, als die Stätte, wo wir beide am leichtesten von litterarischen und dramatischen Interessen absorbiert werden konnten, wodurch wir die Gedanken von unseren persönlichen Kummernissen abziehen wünschten.

Wir reisten also Anfang Dezember miteinander ab. Aber wie ungleich war diese Reise dem, was wir uns früher von einer gemeinschaftlichen Reise geträumt hatten! Keine von uns erwartete sich jetzt von dieser Reise Freude, sie sollte nur als eine Art Morphin dazu dienen, die Gedanken zu betäuben. — Traurig saßen wir im Coupé, starrten einander an und fühlten, wie unsere eigene Beskommenheit durch den Ausdruck der Verstimmung in dem Gesichte der andern vermehrt wurde. Einige Tage blieben wir in Kopenhagen und besuchten dort mehrere Freunde und Bekannte. Alle verwunderten sich über die Veränderung, die mit Sonja vorgegangen war; sie war so stark abgemagert, daß die Wangen ganz eingefallen waren, außerdem litt sie an einem starken Husten. Sie hatte sich diesen in Stockholm während der eben damals ausgebrochenen Influenza-Epidemie zugezogen und sich vernachlässigt, so daß es ein Wunder war, wenn sie nicht bettlägerig wurde.

Eines Tages, als sie einen Brief bekam, der sie aufregte, war sie aus dem Bette gestiegen, worin sie im Fieber gelegen, und im schmutzigen Schnee und kalten Wind, unzureichend gekleidet, ohne Mieder und mit dünnem Schuhwerk ausgegangen, durchnäßt nach Hause gekommen und dann bis spät in die Nacht sitzen geblieben, ohne die Kleider zu wechseln.

„Du siehst,“ sagte sie zu mir, als ich sie ansah, sie möge sich schonen, „ich bin nicht glücklich genug, um einmal eine ernste Krankheit bekommen zu können. Sei ohne Furcht, das Leben spart mich noch auf, es wäre gar zu herrlich, jetzt abgehen zu können. Ein solches Glück kann mir nicht zufallen.“

Und als wir regungslos Tag und Nacht im Coupé saßen — wir reisten ohne Unterbrechung von Kopenhagen nach Paris über Gjedser, Warnemünde, Hamburg — sagte sie zuweilen: „O, wenn der dort eintreffende Zug entgleisen und uns zerschmettern könnte! So oft geschehen Eisenbahn-

unfälle, warum jetzt nicht! Warum kann das Schicksal kein Erbarmen haben!”

Und während der langen Tage, wie während der Nächte sprach sie, sprach ohne Aufhören von sich selbst, von ihrem Leben, ihrem Schicksal, sprach mehr zu sich selbst als zu mir, legte eine Art Beichte ab und erforschte sich selbst, um den Grund zu finden, warum sie immer leiden, immer unglücklich sein müsse und warum sie nie erreichen konnte, was sie ihr ganzes Leben lang ersehnt hatte: geliebt zu werden, wirklich, ganz und ausschließlich geliebt.

„Warum, warum kann mich niemand lieben?“ fragte sie wiederholte Male. „Ich könnte ja einem andern mehr als fast jedes andere Weib sein, warum werden denn alle, sogar die unbedeutendsten Weiber geliebt, aber ich nicht?“

Ich versuchte eine Erklärung. Sie fordere zu viel, sie würde sich wahrlich nicht mit der Liebe zufriedenstellen, die jedem Weibe zufallen könnte. Und dann sei sie allzusehr selbstreflektierend, gehe allzuviel in den Gedanken an ihr eigenes Ich auf, habe nicht die Hingebung, die sich selbst vergißt, sondern im Gegenteile die, welche ebensoviel fordert als sie gewährt, und die unaufhörlich sich selbst und den Geliebten damit quält, allzu genau den Wert des Empfangenen zu erforschen. Sie gab mir zum Teil recht.

Wie wunderbarlich traurig war doch unsere Ankunft in Paris — die wir uns so oft zuvor in so lichten Farben ausgemalt hatten! Wir fuhren direkt von dem Bahnhof zu Nilssons Buchhandlung, um dort nach Briefen zu fragen, die wir beide mit Ungeduld erwarteten und auch fanden. Sie gaben uns vielen Stoff zum Nachdenken. Ich war früher nur einmal, 1884, auf dem Rückwege von London in Paris gewesen, und damals sehr flüchtig; jetzt fragte ich Sonja um die Paläste und öffentlichen Plätze, an denen wir auf dem Wege zu unserem Hotel in der Nähe der Place de l'Etoile vorüberfuhren. Aber sie antwortete unmutig: „Ich weiß nichts, ich kenne nichts wieder.“ Weber die Tuilerien, Place

de la Concorde, noch der Industriepalast, wo wir vorüberfuhren, erweckte Erinnerungen in ihr oder machte Eindruck auf sie. Paris, das große, fröhliche Paris, das immer ihre Lieblingsstadt gewesen, wo sie am liebsten ihren Wohnsitz gehabt hätte, war für sie in diesem Augenblick eine tote Masse gleichgültiger Gebäude. Denn der Brief, den sie erhalten, war nicht von ihm, sondern von einem seiner Freunde, und die Neuigkeiten waren eher alles andere als zufriedenstellend.

So brachten wir da einige eigentümlich unruhige, gehetzte Wochen in diesem Paris zu, welches das Jahr zuvor Sonja mit Schmeicheleien und Ehrenbezeugungen überschüttet hatte, sie aber jetzt schon vergessen zu haben schien. Sie hatte ihr „Quart d'heure“ gehabt!

Wir besuchten alle, sowohl Sonjas als auch meine Freunde, machten auch neue Bekanntschaften, waren ununterbrochen vom Morgen bis Mitternacht in Bewegung, aber nicht als Touristen, denn von der Stadt und ihren Merkwürdigkeiten bekam ich in dieser Zeit nichts zu sehen, nicht einmal den Eiffelturm. Unser ganzes künstlich hinaufgeschraubtes Interesse ging darauf aus, Menschen und Theater zu studieren, in den Strudel hineinzukommen, um dort einen sehr notwendigen Stimulus für unser erlöschendes litterarisches Interesse zu holen. Der Kreis unserer Bekanntschaft bestand auch aus einer sehr bunten und interessanten Mischung von Nationen und Typen. Eine russisch-jüdische und eine französische Bankierfamilie im großen Stile, jede für sich ein aristokratisches Schloß bewohnend, mit Lakaien in kurzen Hosen und seidenen Strümpfen, samt dem ganzen traditionellen aristokratischen Luxus, schwedische und russische Gelehrte und russische gelehrte Frauen, polnische Emigranten und Konspiratoren, französische litterarische Herren und Damen, sowie von Skandinavien Jonas Lie, Walter Runeberg, Knut Wicksell, Ida Erikson und verschiedene andere Gelehrte, Künstler und Litteraten. Sonja machte natürlicherweise auch

Besuche bei den französischen mathematischen Koryphäen und erhielt einige Einladungen von ihnen, aber diese interessierten sie diesmal weniger, da sie jetzt nicht eben viel an Mathematik dachte.

Unter den interessanten Typen aus dieser Zeit will ich besonders den später so berühmt gewordenen Pablevsky nennen. Ein junger Mann von ungesundem Aussehen und einer Kerkerfarbe, der schlecht französisch sprach, aber doch sofort durch die Begeisterung und das Feuer interessierte, womit er die revolutionären Ideen umfaßte. Wir hatten den Eindruck, als ob er vor Ungebulb brenne, wieder in eine Gefahr zu kommen, er liebte sichtlich das Martyrium, und das Gefängnis, worin er schon einen Teil seiner Jugend zugebracht hatte, schien für ihn gar nichts Abschreckendes zu haben. Sein Vater war während des polnischen Aufstandes hingerichtet worden, sein Bruder war den unheimlichen Tod im Gefängnis gestorben, in der unheimlichen, berüchtigten Peter-Pauls-Festung.

Um ihren jüngsten Sohn von einem ähnlichen Schicksale zu retten und ihn außerhalb der Einflüsse zu stellen, die seinen Vater und Bruder geleitet, hatte ihn die arme Mutter in Deutschland erzogen. Das half aber nicht, der Geist der Revolution lag ihm im Blute und kaum vierundzwanzig Jahre alt, saß er schon im Gefängnis. Er war später geflohen, hatte zahlreiche Abenteuer erlebt, schien aber für den Augenblick nichts vor zu haben, sondern verhielt sich zuwartend, bereit, sich bei erster Gelegenheit ins Feuer zu stürzen.

Ich habe diese Züge aus seinem Leben aus der Erinnerung nach Sonjas Mitteilung erzählt. Ich bürgе nicht, daß sich darin nicht einige Irrtümer in Details finden können, aber nach Sonja waren es doch die Grundzüge seiner Geschichte.

Als Mensch war er gut, einfach, gewinnend, weich und gefühlvoll in seinem Wesen. Er hatte absolut nichts zu leben, denn seine einzige Beschäftigung war, soweit ich glaube, zu

konspirieren, aber er war jederzeit Gast bei vermögendereu Parteigenossen, wenn er wollte.

Für mich war es äußerst interessant, diesen eigenthümlichen Kreis glühender Patrioten kennen zu lernen, die so ganz in der Liebe zu ihrem Vaterlande, in der Sorge über dessen Unglück und im Wunsche, es zu retten, aufgingen, daß manches, was ein geordnetes Staatswesen Verbrechen nennt, ihnen eine heilige Pflicht war. Zu eben dieser Zeit hatte eine große englische Zeitung ihre haarsträubenden Mittheilungen gebracht von den Mißhandlungen, welchen politische Gefangene in Sibirien, unter anderen auch hochgebildete Frauen, ausgesetzt waren. Es war etwas Tiefergreifendes in dem Schmerze, den diese Mittheilungen in der kleinen revolutionären polnisch-russischen Clique hier in Paris hervorriefen. Es war, als ob es sie alle persönlich getroffen hätte. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Märtyrer des Zarenreiches ist so stark, daß sie sich wie ein einziger Kreis von Geschwistern zu fühlen scheinen.

Der Mittelpunkt dieses interessanten Kreises war eine von Sonjas intimsten Freundinnen, die Frau, die sie von allen, die sie kannte, am meisten bewunderte und von der sie sich förmlich imponieren ließ. In dieser mit Neid gemischten Bewunderung, die so charakteristisch für sie war, entdeckte sie bei dieser Freundin verschiedene der Eigenschaften, die sie so gerne selbst hätte besitzen wollen: Schönheit, seltene Anmut, ein ungewöhnliches Geschick, sich mit Geschmack zu kleiden — Sonja pflegte während ihres wiederholten Aufenthaltes in Paris von ihrer Freundin die Toiletten für sich auswählen zu lassen, aber diese nahmen sich nun einmal nie so elegant an ihr aus wie an der gewinnenden Polin — die Kunst, sich beständig mit einem kleinen Hof von Bewunderern zu umgeben, die sich um das geringste Lächeln auf ihren Lippen stritten.

Am wenigsten bewunderte Sonja die von allen anderen als die vornehmsten Eigenschaften der Frau J. hervorge-

hoben: ihren Geist und ihren Mut. Denn eine Intelligenz, die nicht schöpferischer Art war, machte auf Sonja nie viel Eindruck, und was den Mut anbelangt, nämlich den moralischen, war sie sich bewußt, diesen, wenn es darauf ankam, in gleich hohem Grade zu besitzen.

Das Leben, welches Frau S. jetzt, nach allen vorhergegangenen Stürmen, führte — auch sie hatte ein Jahr ihres Lebens als politische Gefangene zugebracht — schien Sonja gleichfalls als das Ideal des Glückes. Neu vermählt mit einem jungen Manne, der sie anbetete, umgeben von einem verständnisvollen und bewundernden Freundeskreise, dessen Königin sie war, im Besitz eines schönen Heims, das allen ihren Freunden und Gleichgesinnten geöffnet war, ansässig in diesem Centrum des gesamten modernen geistigen Lebens, das Paris ist, und überdies von einer Lebensmission, an die sie fest glaubte, ganz erfüllt, war sie in Sonjas Augen in der glücklichsten Lage, die man sich für eine Frau nur denken kann.

Und in diesem sympathischen Kreise eröffnete Sonja ihr Herz, wie ich sie es sonst nie anders als unter vier Augen thun gesehen habe. Sie sprach davon, wie unzufrieden sie mit ihrem Leben und ihren sterilen wissenschaftlichen Triumphen sei, wie gerne sie die ganze Berühmtheit, die sie sich erworben, alle Triumphe ihrer Intelligenz gegen das Los des gewöhnlichsten Weibes eintauschen würde, das nur einen kleinen Kreis um sich habe, der sie liebe und für den sie die Erste sei. Aber sie sah mit Bitterkeit, daß man ihr nicht glaubte; alle, sogar ihre Freunde, glaubten, sie sei eine mehr ehrgeizige als liebebedürftige Natur, und lachten über das, was sie sagte, als eine ihrer gewöhnlichen Paradoxe.

Nur bei Jonas Lie fand sie volles Verständnis in einem Toaste, der sie fast zu Thränen rührte. Es war einer der schönsten Tage unseres ganzen Pariser Aufenthaltes, als wir zusammen mit Grieg und seiner Frau, die eben damals ihren großen Triumph in Paris feierten, bei Jonas Lie zu Mittag speisten.

Es herrschte diese unbeschreibliche Feststimmung, die in einem kleinen Kreis entsteht, worin alle Freude haben, einander zu sehen, alle fühlen, daß sie einander verstehen und sich gegenseitig zu schätzen wissen.

Sonja Lie war in bester Stimmung. Er brachte einen Toast nach dem andern aus, warm, phantasiereich, ein wenig verwickelt und dunkel, wie es seine Gepflogenheit ist, aber höchst gewinnend durch seine Herzlichkeit und Unmittelbarkeit, sowie die poetische Färbung, die allen seinen Aussprüchen eigentümlich ist. Und er sprach zu Sonja nicht als zu der berühmten Gelehrten, nicht einmal zu der Schriftstellerin; er sprach über die kleine Tanja Majevsky, von der er sagte, daß er sie so sehr lieben gelernt und ein solches Mitgefühl für sie gefaßt habe; es schien ihm wirklich Sünd' und Schade um das kleine liebebedürftige Kind, worauf sich niemand verstand, und er hatte seine Zweifel, ob sich überhaupt das Leben selbst auf sie verstand; denn nach dem, was er später erfahren, hatte dasselbe alle möglichen Gaben an sie verschwendet, um die sie sich nicht kümmerte; hatte ihr Ehre, Auszeichnung und Erfolge verliehen, während das kleine Mädchen da stand mit ihren großen, liebebedürftigen Augen und mit ausgestreckten leeren Händen. Was wollte sie denn da, das kleine Mädchen? Sie wollte nur, daß eine freundliche Hand ihr eine Apfelsine geben sollte!

„Danke, Herr Lie,“ brach Sonja mit weicher, gerührter Stimme und zurückgehaltenen Thränen aus. „Ich habe viele Toaste in meinem Leben erhalten, aber nie einen so schönen!“

Mehr konnte sie nicht hervorbringen, sie setzte sich nieder und schwemmte ihre Thränen in einem großen Glas Wasser hinunter.

Als wir von Dies fortgingen, war sie in einer besseren Stimmung, als sie die ganze Zeit gewesen. Es gab doch einen, der sie verstanden, der nichts von ihren persönlichen Verhältnissen wußte und sie nur zwei-, dreimal gesehen, aber doch aus ihrem Buche gelernt hatte, tiefer in ihr inneres

Leben zu blicken, als andere, die seit vielen Jahren ihre Freunde gewesen. So war es ja doch noch eine Freude, zu schreiben, so war es doch wert, zu leben. Wir sollten von Dies weg wo anders hin und hatten nicht daran gedacht, inzwischen nach Hause zu gehen, aber in ihrem unaufhörlichen, täglichen, stündlichen Warten auf Briefe, hatte Sonja niemals die Ruhe, um mehrere Stunden nacheinander außer Hause zuzubringen. Wir machten also den Umweg in unser Hotel, um an den Portier die ewige Frage zu stellen: „Sind Briefe gekommen?“

Im nächsten Augenblicke hatte Sonja einen Brief gefaßt, der unsere Nummer trug, und war mit diesem alle vier Treppen hinauf in unser Zimmer gestürzt. Ich ging langsam hinter ihr drein und direkt in mein Zimmer, um sie nicht zu stören. Aber sie kam sofort zu mir, fiel mir um den Hals, weinte und jubelte, tanzte mit mir herum, warf sich aufs Sofa und schrie fast: „O Gott, o Gott! Welches Glück! O, ich kann es nicht ertragen, ich vergehe, welches Glück!“

Der Brief klärte ein unglückliches Mißverständnis auf, das sie während dieser letzten Monate so sehr gepeinigt hatte, daß sie ein Schatten ihrer selbst geworden.

Den folgenden Abend reiste sie von Paris ab, um mit dem Manne zusammenzutreffen, von welchem ihr ganzes Geschick nunmehr abhing.

#### XIV.

#### Die Leuchte im Erlöschen.

Ein paar Tage nach Sonjas Abreise erhielt ich einige Zeilen von ihr. Der Freudenstrahl, der sie so sehr entflammt und mit so stürmischen Hoffnungen erfüllt hatte, war schon erloschen.

Ich habe diesen Brief nicht mehr, erinnere mich aber seines Hauptinhaltes.

„Ich sehe, daß er und ich einander nie vollständig verstehen werden. Ich kehre jetzt nach Stockholm zu meiner Arbeit zurück. In dieser werde ich von jetzt an meinen einzigen Trost suchen.“

Und damit war es aus. Keine Mitteilung mehr von ihr den ganzen Winter und Frühling, außer ein paar herzliche Glückwünsche zu meiner Vermählung im Mai. Sie litt, aber sie scheute, ihr Leiden vor mir, welche sie jetzt glücklich wußte, zu entblößen. Und über gleichgültige Dinge zu schreiben, konnte sie nie über sich bringen — darum schwieg sie. Dieses ihr Schweigen nach unserem letzten so vertraulichen Zusammenleben schmerzte und verdroß mich damals. Später habe ich eingesehen, daß sie nicht anders konnte.

Im April desselben Jahres — 1890 — reiste sie nach Rußland. Sie hatte einige Hoffnung, zur ordentlichen Akademikerin in Petersburg ernannt zu werden, welches die vortheilhafteste Anstellung gewesen, die sie sich jemals hätte wünschen können: großen Gehalt und keine Verpflichtungen, außer sich einige Monate des Jahres in Petersburg aufzuhalten, überdies die größte Auszeichnung, die Rußland für einen Gelehrten besitzt. Sie hing sich sehr an diese Hoffnung, die sie von dem ihr nunmehr unleidlichen Zwange, in Stockholm wohnen zu müssen, befreien und ihr die Möglichkeit verschaffen würde, ihren alten Wunsch zu verwirklichen, sich in Paris niederzulassen. Während unseres Aufenthaltes dort sagte sie oft: „Kann man nicht das Beste im Leben, das Glück des Herzens, haben, so bleibt doch das Leben für alle Fälle erträglich, wenn man wenigstens das Nächstbeste, ein geistiges Milieu hat, darin man gedeiht. Aber weder das eine noch das andere zu haben, das ist unerträglich.“ — Und sie meinte damals, sich noch mit dem Leben versöhnen zu können, wenn sie wenigstens jenes erreicht hätte.

Ich wußte nichts davon, wie diese Pläne gelangen, nichts darüber, ob sie nach Petersburg reisen wollte — denn sie war diesen Frühling gegen alle sehr geheimnißvoll gewesen —

als ich zu Anfang Juni ganz unerwartet mit ihr in Berlin zusammentraf, wohin ich als Neuvermählte mit meinem Manne auf der Durchreise nach Schweden gekommen war. Denselben Tag war sie aus Petersburg dort angelangt.

Ich fand sie jetzt in dieser eigentümlich ausgelassenen Gemütsstimmung, die von Fremden immer als sprudelnde Freude aufgefaßt wurde, die ich aber allzuwohl kannte, um nicht zu wissen, daß allzeit ein Bitteres dahinter steckte. Sie war in Helsingfors und Petersburg ungewöhnlich gefeiert worden, hatte von Fest zu Fest gejagt, die interessantesten Persönlichkeiten getroffen und vor einer Versammlung von tausend Personen eine Rede gehalten.

Sie versicherte, daß sie es sehr angenehm gehabt und gute Hoffnungen hege, war aber doch immer geheimnisvoll und verweigerte jede nähere Erklärung. Sie vermied sorgfältig, mit mir allein zu sein, als ob sie näher gehende Fragen fürchtete. Wir brachten einige fröhliche Tage unter unablässigem Geplauder und Scherzen miteinander zu, was doch auf mich einen peinlichen Eindruck machte, da ich sah und fühlte, wie nervös überreizt und unharmonisch sie in Wirklichkeit war. Das einzige, was sie über ihre persönlichen Verhältnisse äußerte, war, daß sie beschloßen, nie zu heiraten, sie wolle nicht so banal sein und wie alle anderen Weiber thun, welche, sobald sie Gelegenheit finden, sich zu verheiraten, Arbeit und Lebensberuf aufgeben. Sie wolle ihre Stellung in Stockholm nicht verlassen, bevor sie eine andere, bessere habe, oder auch eine solche Bedeutung als Schriftstellerin, daß sie davon leben könne. Doch verheimlichte sie nicht, daß sie wieder mit M. zusammentreffen und eine Reise mit ihm machen wolle, der für sie der angenehmste Freund und Kamerad sei.

Einige Monate später sahen wir uns in Stockholm wieder, wohin sie zu Beginn der Vorlesungen im September kam. Ihre ausgelassene Munterkeit war jetzt wieder verschwunden, sie war sichtlich verstimmt und von fortwährender Unruhe

gepeinigt; aber auch jetzt war es mir nicht vergönnt, in ihr Inneres einen Blick zu thun. Sie vermied beständig, mit mir unter vier Augen zu sein, und zeigte sich im ganzen ziemlich gleichgültig gegen uns alle, die wir früher ihre nächsten Freunde gewesen waren. Es war deutlich, daß ihre ganze Seele anderswo war, und daß sie diese Monate in Stockholm als eine Art Verbannung betrachtete. Sie zählte die Tage bis zu Anfang der Weihnachtsferien, wo sie wieder reisen wollte. Sie befand sich in der verzweifeltsten Lage, weder ohne M., noch mit ihm leben zu können, und dadurch hatte ihr Leben jeden Halt verloren, sie war wie eine ausgerissene Pflanze, die nicht wieder Wurzel fassen kann und deshalb verwelkt.

Als mein Bruder nach der Villeggiatur Djursholm übersiedelt war, hatte er sie überreden wollen, sich auch dort anzusiedeln, nachdem sie bisher immer in seiner Nähe hatte wohnen wollen, damit sie mit größtmöglicher Leichtigkeit miteinander verkehren konnten. Aber obschon sie diese Übersiedlung meines Bruders schwer ankam und ihr die Einsamkeit in Stockholm noch bitterer fühlbar machte, konnte sie sich doch zu einer Veränderung nicht entschließen.

„Wer weiß, wie lange ich in Stockholm bleibe! So kann es ja nicht lange dauern,“ sagte sie unaufhörlich. „Und wenn ich auch noch nächsten Winter in Stockholm bin, werde ich jedenfalls so schlechter Laune sein, daß ihr froh sein könnt, mich nicht in der Nähe zu haben.“

Sie weigerte sich sogar, Mittag-Lefflers neue Villa zu besichtigen, welche jetzt im Bau begriffen war. Sie könne sich nicht dafür interessieren, wolle aber auch nicht gleichgültig das neu geschaffene Heim eines ihrer nächsten Freunde betreten; darum blieb sie an der Schwelle stehen, während die übrige Gesellschaft eintrat, die Räumlichkeiten zu besichtigen.

Das Gefühl des Zufälligen und auf die Länge Unhaltbaren ihrer Lage war in solcher Zunahme, daß sie anfang, alle Anknüpfungspunkte an Stockholm fallen zu lassen, ihre

Freunde vernachlässigte, sich vom gesellschaftlichen Leben zurückzog und mehr als je ihr Heim und ihre Toilette unbeachtet ließ. Sogar das Seelenvolle und Anziehende ihrer Konversation hatte sich stark verloren.

Ihr früheres lebhaftes Interesse für alle Gebiete des menschlichen Denkens und Lebens hatte sehr abgenommen, sie ging fast ausschließlich in der Tragödie ihres eigenen inneren Lebens auf.

## XV.

### Ende.

Ich sah Sonja das letzte Mal im Leben an einem der ersten Dezembertage des letztgenannten Jahres 1890. Sie war damals nach Djursholm gekommen, um vor ihrer Reise nach Nizza von uns Abschied zu nehmen.

Keinem von uns sagte irgend ein Vorgefühl, daß dies der letzte Abschied werden sollte. Mein Mann und ich waren mit ihr übereingekommen, uns gleich nach Weihnachten in Genua zu treffen, und wir sagten uns deshalb jetzt ein ziemlich flüchtiges Lebewohl.

Dieser Plan wurde indes zu Wasser infolge eines Irrtums in der Adresse eines Telegramms, das uns auf der Rückreise nach Italien treffen sollte. Während Sonja und ihr Reisetkamerad auf uns in Genua warteten, passierten wir hinwiederum diese Stadt, ohne zu wissen, daß sie dort war.

Am Neujahrstage (1891), den wir zusammen zuzubringen gehofft hatten, besichtigte sie mit ihrem Freunde den schönen Marmorfriedhof in Genua. Da fuhr plötzlich ein Schatten über ihr Gesicht und sie äußerte ahnungsvoll: „Einer von uns wird dieses Jahr nicht überleben, weil wir den Neujahrstag auf einem Friedhof zugebracht haben.“

Einige Wochen später war sie wieder auf der Reise nach Stockholm. Diese Reise, die sie immer verabscheute, sollte diesmal nicht nur die peinvollste werden, die sie jemals gemacht, sondern auch die folgenschwerste. Mit aufs neue durch

die Bitterkeit der Trennung zerrissenem Herzen, im Gefühle, daß diese beständigen Aufregungen sie zu Grunde richten müßten, saß sie verzweifelt im Coupé in den heißend kalten Wintertagen, die gegen die milde, würzige Atmosphäre, die sie eben verlassen, so unbehaglich kontrastierten.

Diese Gegensätze zwischen der Sonnenglut des Mittelmeeres und der Kälte des Nordens waren für sie jetzt symbolisch geworden, und sie hatte angefangen, die Kälte und Finsternis ebenso heftig zu verabscheuen, als sie das Sonnenlicht und den Blumenduft liebte. Ihre Reise wurde auch in materieller Hinsicht mehr als gewöhnlich peinlich. Eine wunderliche Ironie des Geschickes ließ sie es vermeiden, die bequemste und direkteste Route von Berlin einzuschlagen, wo sie sich einige Tage aufgehalten hatte.

In Kopenhagen war eine Blatternepidemie, und da sie einen panischen Schrecken vor dieser Krankheit hatte, wollte sie es nicht riskieren, eine Nacht dort zu bleiben. Sie wählte dafür die lange, beschwerliche Reise über die dänischen Inseln, welche mit ihrem fortwährenden Umsteigen in dem elenden Wetter wahrscheinlich zur starken Verköhlung beitrug, die sie sich zuzog. In Fredericia, wo sie spät in der Nacht im Platzregen und Sturm ankam, konnte sie aus Mangel an dänischem Kleingeld keinen Träger nehmen, sondern schleppte ihre Bagage selbst, erschöpft, erfroren und so mutlos, daß sie nahe daran war, umzusinken.

Als sie Mittwoch den 4. Februar morgens in Stockholm ankam, fühlte sie sich krank. Doch arbeitete sie den ganzen Donnerstag und hielt ihre Vorlesung am Freitag den sechsten — sie war immer sehr ausdauernd und versäumte nie eine Vorlesung, wenn es ihr nur möglich war, sich aufrecht zu erhalten — und abends ging sie sogar zu einem Souper auf dem Observatorium. Aber dort fühlte sie, daß sie Fieber hatte, und zog sich von der Gesellschaft zurück, konnte aber keinen Wagen bekommen, und unpraktisch, noch immer in Stockholm fremd, wie sie war, bestieg

sie den unrichtigen Pferdebahnwagen und machte in der Kälte und dem schlechten Nachtwetter den ganzen langen Umweg über Slussen, um über Norrbro nach Humlegarden zurückzukehren. Allein, hilflos, fieberschauernnd und bis zum Tode betrübten Herzens saß sie dort, fror in der kalten Nacht und fühlte die ganze Gewalt des Übels, das über sie gekommen war.

Am Vormittage desselben Tages hatte sie zu meinem Bruder, der damals Rektor der Hochschule war, gesagt, daß sie unter welchen Bedingungen immer im April Urlaub haben wolle, um da wieder fortzureisen. Dies war immer ihr einziger Trost, wenn sie verzweifelt nach Hause kam, sofort den Plan zu einer neuen Reise zu machen. Und inzwischen wollte sie ihre Betrübnis und Unruhe durch die Arbeit töten. Sie hatte mehrere neue Arbeitspläne im Kopfe, sowohl literarische als auch mathematische, und sprach darüber mit großem Interesse. Meinem Bruder entwickelte sie die Idee zu einer neuen mathematischen Arbeit, die, wie er glaubte, das Bedeutendste geworden wäre, was sie jemals geleistet. Mit Ellen Key, die in den letzten Tagen am häufigsten bei ihr war, sprach sie über mehrere neue Novellen, die sie im Kopfe hatte; eine, die sie schon, wie sie sagte, begonnen habe, sollte eine Charakteristik ihres Vaters enthalten, eine zweite war zum dritten Teile fertig und sollte ein Gegenstück zu „Vera Boronzoff“ sein. Sie wollte sie „Ein Nihilist“ nennen und sie sollte ein Stück aus Tschernyschewskys Leben schildern. Ihr Schlußkapitel, das noch nicht geschrieben war, teilte sie Ellen Key mündlich mit und diese hat es aus ihrer Erinnerung folgendermaßen aufgezeichnet:

„F. war aus seiner Unbedeutendheit heraus plötzlich in den Kreisen der Jünglinge berühmt geworden durch seinen social-revolutionären Roman: „Was thun?“ In einem fröhlichen Gelage war ihm als der Hoffnung und dem Führer der Jugend gehuldigt worden und er war dann heimgekehrt in die kleinen Dachkammern, die er mit seiner hübschen jungen Frau bewohnte. Sie schläft, als er nach Hause kommt;

er stellt sich ans Fenster und sieht herab auf das schlafende Petersburg, wo noch Lichter glänzen. In seinem Innern spricht er zur großen, furchtbaren Stadt: Noch ist sie der Wohnsitz der Gewalt, Armut, Ungerechtigkeit und Unterdrückung — aber er, er würde sie erobern; seinen Geist würde er ihr eingießen, seine Gedanken sollten allmählich alle denken, so wie es die Jungen thaten — er erinnerte sich besonders eines seelenvollen jungen Mädchens, die ihm gleichfalls mit ihrer Sympathie warm entgegenkam — er träumt, reißt sich aber los von den Träumen und nähert sich seiner Frau, sie zu küssen, sie dann zu wecken und ihr von seinem Triumph zu erzählen: — da, in demselben Augenblicke hört man einige starke Schläge an der Thür — er öffnet — und steht vor den Gendarmen, die gekommen sind, ihn zu verhaften.“

So heftig auch Sonja mehrmals den Tod herbeigerufen, wünschte sie doch nicht, gerade jetzt zu sterben. Sie war nach den Äußerungen der Freunde, die ihr zuletzt nahe standen, der Resignation näher als jemals früher. Sie hoffte nicht mehr auf das volle Glück, dessen Idealbild beständig in ihrer Seele flammte, aber sie liebte und ersehnte eifrig die Strahlenbrechungen desselben, die ihren Weg erleuchteten.

Und dann war ihr immer vor dem großen Unbekannten bange. Sie sagte mehrmals, daß nur die Ungewißheit, ob es nicht in der andern Welt eine Strafe gäbe, sie gehindert habe, diese freiwillig zu verlassen. Sie hatte keinen bestimmten religiösen Glauben, aber sie glaubte an ein ewiges Leben des Individuums, glaubte daran und zitterte davor.

Und vor allem fürchtete sie den schrecklichen Augenblick, in welchem das irdische Leben aufhört. Sie citierte oft Hamlets Worte:

Ja, da liegt's:

Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,  
Wenn wir des Irdischen Schreden abgeschüttelt,  
Das zwingt uns, stillzustehen.

Und mit ihrer lebhaften Phantasie malte sie sich die gräßlichen Sekunden aus, die vielleicht vergehen, nachdem der Körper, physiologisch gesprochen, schon tot ist, aber das Nervensystem möglicherweise noch lebt und leidet — unnennbare Martern leidet, die kein anderer weiß als der, welcher den Sprung in die große Finsternis unternommen hat. Sie war auch sehr für die Leichenverbrennung eingenommen, weil sie unter anderm auch den Scheintob fürchtete und sich vorstellte, wie es sein müsse, im Sarge zu erwachen, und dies mit solchen Farben ausmalte, daß einem das Grausen überlief.

Ihre Krankheit war doch so kurz und so gewaltsam, daß ich nicht glaube, daß sie Zeit oder Fähigkeit dazu hatte, in den letzten Tagen an das alles zu denken, was ihr früher so oft vorgeschwebt war. Die einzige Äußerung, welche auf ein Vorgefühl des nahen Endes deutete, fiel Montag den neunten, morgens, kaum zwanzig Stunden vor ihrem Tode: „Diese Krankheit überstehe ich doch nicht mehr,“ sowie am Abende desselben Tages: „Mir ist, als ob eine Veränderung mit mir vorgegangen sei.“

Aber sonst war ihre eigentliche Besorgnis, daß sie ein langwieriges Krankenlager zu überstehen haben werde. Sie war übrigens nicht imstande, viel zu reden, denn sie hatte heftiges Stechen, starkes Fieber und Atemnot; auch war sie von großer Angst gequält, weshalb sie nicht gern allein sein wollte. Die vorletzte Nacht sagte sie zu Ellen Key, welche fast immer bei ihr saß: „Wenn du mich im Schläfe verzweifelt jammern hörst, so wecke mich und hilf mir, meine Lage zu verändern, denn ich fürchte, daß es mit mir sonst schlecht geht. Meine Mutter starb in einem solchen Angstanfall.“

Sie hatte ein ererbtes Herzleiden, und sie sprach auf Grund dessen oft von der Wahrscheinlichkeit, daß sie jung sterben werde. Bei der Obduktion erwies sich dieses indes verhältnismäßig unbedeutend, obschon es vielleicht die Atemnot vermehrte, welche die heftige Lungenentzündung schon zu und für sich verursachte.

Die Freunde, welche während der wenigen Tage der Krankheit in ihrer Nähe waren, konnten nicht genug erzählen, wie gut, mild, geduldig sie war, wie selbstlos sie besorgte, beschwerlich zu fallen, wie herzlich dankbar sie für jeden kleinen Dienst war.

Ihre kleine Tochter sollte Dienstag zu einem Kinderfeste, und Sonja interessierte sich noch bis zuletzt dafür, daß jene dieses Vergnügens nicht verlustig werde, bat ihre Freunde, ihrer Tochter bei Anschaffung des hierzu Nötigen zu helfen, und als das Kind Montag Abend im Zigennerkostüm zur Mutter kam, lächelte diese sie freundlich an und wünschte ihr, daß sie sich recht gut unterhalten solle. Nur wenige Stunden danach sollte das Mädchen, schlaftrunken, den letzten sterbenden Blick seiner Mutter erhalten, welcher mit sanftem Ausdruck auf sie gerichtet war.

Montag Abend verließen sie die beiden Freundinnen, welche die vorhergehenden vierundzwanzig Stunden bei ihr gewacht hatten, und eine Elisabethinerin (Schwester der heiligen Elisabeth) nahm ihren Platz ein. Die Ärzte sahen nämlich keine unmittelbare Gefahr für den Augenblick, sondern glaubten vielmehr, daß die Krankheit langwierig sein werde, weshalb es für die Freundinnen wichtiger schien, die Nachtwachen bei ihr vernünftig einzuteilen, als ihre Kräfte auf einmal zu erschöpfen. Auf der Kranken eigenes Verlangen beschlossen sie daher, diese Nacht zu schlafen, da nichts Besonderes ihre Anwesenheit zu erfordern schien. Aber gerade diese Nacht sollte die große Entscheidung kommen.

Als sie die Freundinnen verließen, lag sie in tiefem Schlafe. Aber um 2 Uhr erwachte sie zu dem Schrecklichen. Der Tod hatte seine Arbeit begonnen. Sie zeigte kein Zeichen des Bewußtseins mehr, konnte sich nicht rühren, nicht reden, nicht schlucken. Dies dauerte an zwei Stunden. Erst im letzten Augenblick kam eine der früher erwähnten nächsten Freundinnen, welche die Wärterin zu spät hatte rufen

lassen. Allein, allein mit einer fremden Krankenpflegerin, die nicht einmal ihre Sprache redete, mußte sie diesen letzten, bitteren Kampf durchkämpfen. Wer kann sagen, welchen Trost eine liebe Stimme, ein bekannter Händedruck ihr in diesen zwei fürchterlichen Stunden hätte sein können? Ich hätte gewünscht, daß ihr wenigstens ein Priester die russische Messe während dieser fürchterlichen zwei Stunden gelesen hätte. Bei der Pietät, die sie für die Religion ihrer Kindheit und für alle Erinnerungen aus dieser Zeit bewahrt hat, würden diese bekannten Laute ihren Ohren gewiß lieblich und beruhigend geklungen haben, wenn sie dieselben noch hätte vernehmen können; ihre Hände würden in ihrem krampfartigen Herumtasten nach dem Kreuze gegriffen haben, das so viele Sterbende getröstet und das sie selbst immer als das Symbol des menschlichen Elends geliebt hatte. Aber nichts, nichts! Kein Wort des Trostes, kein Beistand, keine liebende Hand über dieser heißen Stirn — allein in einem fremden Land, mit zerrissenem Herzen und gebrochener Lebenshoffnung, und vielleicht mit Beben vor dem, dem sie entgegenging — so sollte sie auf dieser Erde enden, diese „Feuerseele, lichtgeweihte“.

Aus dem hoffnungslosen Dunkel, in welches mir in dem ersten Schmerze dieses Totenlager eingehüllt schien, hat doch nach und nach der eine oder der andere Lichtstrahl meinem geistigen Auge entgegengeleuchtet.

Ob das Leben kurz oder lang ist, bedeutet ja nicht so viel, alles hängt von dem Reichtum seines Inhaltes für den Lebenden selbst oder für andere ab. Und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, war Sonjas Leben länger als das der meisten, sie hatte intensiv gelebt, aus dem Freudenbecher und dem Leidenskelche getrunken, ihren Geist an dem Born der Weisheit getränkt, alle Höhen erstiegen, wohin nur die Phantasie emporzuheben vermag, und anderen hatte sie in reichem Maße von ihrem Wissen, ihrer Erfahrung, ihrer Phantasie und ihrem Gefühl mitgeteilt, sie hatte den Weß-

ruß nicht gespart, den das Genie immer besitzt, wenn es sich nicht in egoistischer Zurückgezogenheit isoliert. Niemand, der mit ihr umgegangen, hat sich dem Einflusse entziehen können, der von dieser regen Intelligenz ausging und diesem warmen Gefühlsleben, das allem, was in ihrer Nähe keimte, Sonnenlicht und Gedeihen verlieh.

Ihr Geist war gerade dadurch so befruchtend, daß sie als geistige Größe so wenig selbstisch war, dadurch, daß ihr höchstes Streben Zusammengehörigkeit, Lebensgemeinschaft in geistiger Beziehung war. Und wenn auch viel von Phantasterei und Aberglauben in ihren Vorgefühlen, Ahnungen und Träumen war, so ist doch gewiß, daß etwas von einer Seherin in ihr war. Wenn sie ihre kurzichtigen und doch so genial leuchtenden Augen in das Antlitz desjenigen bohrte, mit dem sie sprach, hatte man das Gefühl, als ob sie einem mitten durch die Seele sehen könne. Wie oft durchschaute sie mit einem einzigen Blick die Maske, womit es manchen gelang, lebenslang ihr wirkliches Antlitz minder Scharfsichtigen gegenüber zu verhüllen, und wie oft ahnte sie heimliche Beweggründe, die allen anderen, ja sogar den einzelnen selbst verborgen waren! Ihre Dichtergabe war auch die des Sehers. Ein hingeworfenes Wort, eine einzige, scheinbar unbedeutende Episode, die ihr im Leben begegnete, konnten ihr den ganzen verborgenen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung offenbaren und solcherweise zu einer ganzen Lebensgeschichte werden.

Der Zusammenhang war überhaupt dasjenige, dem ihr Geist stets nachforschte, der Zusammenhang in der Welt des Gedankens, der Zusammenhang zwischen den Erscheinungen des Lebens, ja sie forschte auch nach dem unbekannten Zusammenhang zwischen den Denkgesetzen und Lebensphänomenen, und es war für sie eine Quelle beständiger Unzufriedenheit, daß wir nur stückweise sehen, nur stückweise verstehen können. Darum träumte sie gerne von einer andern höheren Lebensform, in welcher wir, nach den schönen

Worten des Apostels, nicht mehr „dunklerweise durch einen Spiegel, sondern von Angesicht zu Angesicht sehen“ werden.

Die Einheit in der Mannigfaltigkeit zu schauen — das war das Ziel ihres Forscher- und Dichtergeistes.

Und wenn sie das nun erreicht hätte! Der Gedanke schwindelt angesichts dieser so unsicheren, so dunklen Möglichkeit, aber die Brust erweitert sich, das Herz klopft vor einer bebenden Hoffnung, welche der Bitterkeit des Todes die Spitze abbricht.

Und dann hatte sie immer gewünscht, jung zu sterben! Trotz der unerschöpflichen Frische ihres Gemütes, die sie in den Stand setzte, fortwährend neue Eindrücke und neue Quellen der Freude aufzunehmen, und sie befähigte, sich kindlich sogar über Kleinigkeiten zu freuen, gab es doch in der Tiefe ihres Innern ein Verlangen, welches das Leben niemals befriedigen konnte. Denn dieselbe Gesamt- und Einheit, die sie in der Gedankenwelt suchte, verlangte sie auch in der Gefühlsdomäne. Sowie ihr Geist die absolute Klarheit und Wahrheit forderte, so verlangte ihr Herz die absolute Liebe, die vollkommene Zusammengehörigkeit, welche die eigentümliche Art des Lebens und vielleicht speziell die Art ihres eigenen Charakters unmöglich machte. Dieser mangelnde Zusammenhang teils zwischen den Anforderungen ihres Geistes und Herzens und den Möglichkeiten des Lebens, teils zwischen diesen Anforderungen und ihrem eigenen Temperament war es, der sie zu Grunde richtete.

Nur von diesem Gesichtspunkte aus gewinnt ihr Tod seine richtige Bedeutung. Will man von ihrem eigenen Glauben an ein verborgenes Band zwischen allen Erscheinungen ausgehen, so muß man die Betrachtung so anstellen, daß sie sterben mußte, nicht weil einige ungewöhnlich gefährliche und lebenskräftige Mikroben in ihren Lungen Wohnsitz genommen, auch nicht, weil es die Zufälligkeiten des Lebens gefügt hatten, daß sie das Glück, welches sie ersehnte, im Leben nicht fand, sondern deshalb, weil es

an einem notwendigen, organischen Zusammenhang zwischen ihrem inneren und äußeren Menschen, zwischen Gedanken- und Gefühlsleben, Temperament und Laune gebracht. Sie sah einheitlich, handelte aber stückweise. Wenn es eine Welt giebt, in der diese Gegensätze vereinigt werden können, dann ist sie jetzt glücklich. Giebt es eine solche nicht, so hat sie doch auf ihre Weise das erreicht, was sie ersehnte: Harmonie. Denn in der vollkommenen Ruhe ist auch Harmonie.

Folgende Verse, die von meinem Bruder Fritz Leffler bei ihrem Tode gedichtet wurden, scheinen mir ihr Wesen so richtig zu charakterisieren, daß ich sie hier citieren will:\*)

Feuerseele, lichtgeweihte,  
Himmelwärts empor befreite,  
Sternenräume zu durchmessen,  
Die du vordem schon besessen!  
Oft, Geheimstes zu gewinnen,  
Sah man dich in stolzem Sinnen  
Hoch die Seelenschwingen heben  
Zu der hellen Sternentrunde,  
Wenn Saturn in fernem Schweben  
Strahlt' auf dunkelblauem Grunde.

Ob vor dir durch höherer Zonen  
Analytische Funktionen  
Nun das große Rätsel offen,  
Offen, was wir hier nur hoffen?  
Hier, mit Forscherblick dir eigen,  
Sahst du reines Licht sich neigen,  
Und sich am Krystalle brechen.  
Wie wird dort es zu dir sprechen?

Doch, von Himmelslicht umglissen,  
O, wie oft dein Blick sich wandte  
Zu der Erde Finsternissen,  
Herzensdrang herab dich banntel  
Und in frohen Hoffens Stunden  
Hast du hier auch Licht gefunden,

---

\*) In deutscher Nachdichtung von Herrn Dr. Friedrich Lühr in Wien.

Liebeslicht Krystall durchbringen,  
Finsterniß den Sieg entringen!

Feuerseele, lichtgeweihte,  
Liebestrost nur dich befreite.

\* \* \*

So leb wohl! Hab Dank! Nicht bedrö-  
Schwer die schweb'sche Erb' den jungen  
Leib, gebettet jetzt in Grabes  
Lange, sichere Gut! — So lange  
Als Saturnus sich im Ringe  
Schwingt in lichten Welten schwebend,  
Als noch Menschenherzen schlagen,  
Nimmer soll dein Nam' vergehn.

\* \* \*

Wohl selten hat ein Todesfall so große und allgemeine Teilnahme erweckt, als der ihrige. Von fast allen Seiten der ganzen gebildeten Welt liefen Telegramme mit Beileidsbezeugungen an die Universität Stockholm ein. „Von der hochkonservativen Akademie in Petersburg an, zu deren korrespondierendem Mitgliede sie im letzten Jahre ernannt worden, bis zu den Sonntagschulkindern in Tiflis und den Kleinschullehrerinnen in Charkow herab“ beeilten sich alle, ihrem Andenken ihre Huldigung darzubringen. Russische Frauen beschloßen, über ihrem Grabe in Stockholm ein Monument erbauen zu lassen, Wagenladungen von Blumen bedeckten die dunkle Erde mitten zwischen den Grabhügeln des Stockholmer Friedhofes. Und alle Zeitungen und Zeitschriften enthielten Lobreden über die seltene Frau, die mehr als irgend eine andere ihrem Geschlechte Ehre gemacht hatte.

Aber aus allen diesen Huldigungen, allen diesen Lobreden tritt ihr Bild wie auf einem Piedestal unpersönlich und unzugänglich hervor. Der Nachwelt wird sie gerade das, was sie nicht sein wollte: ein ungewöhnlich entwickeltes, feinkonstruiertes Gehirn, eine Art Riesenweib mit Proportionen

so sehr über das gewöhnliche Maß hinaus, daß man sie mehr mit Bewunderung als mit Sympathie betrachtet.

Vielleicht habe ich durch meine detaillierte und unbehüllte Darstellung ihres Lebens mit dessen Schwächen und Irrthümern, dessen Kümernissen und Demütigungen ebenso wohl, wie mit dessen Triumphen und seiner Größe diese Dimensionen zu mehr Übereinstimmung mit dem gewöhnlichen Maße gebracht. Aber bei dem Ziele, das ich mir gesteckt, sie so schildern zu wollen, wie ich weiß, daß sie gekannt und verstanden zu werden wünschte, war es mir von größter Wichtigkeit, die allgemein menschlichen Züge ihres Bildes hervorzuheben, die sie anderen Frauen gewissermaßen näher rücken, sie zu einer von ihnen werden lassen, nicht eine Ausnahme, sondern eine Bekräftigung der Regel: daß das Gemüthsleben das Wesentliche nicht bloß der weiblichen, sondern auch der männlichen Natur ist, und daß der am höchsten und am wenigsten Begabte in geistiger Beziehung immer in diesem centralen Gebiete alles menschlichen Lebens zusammentreffen können.



- About, Edmund, Der Mann mit dem abgebrochenen Ohre. Deutsch von H. Meerholz. 2037. 2038.
- Uldrich, C. B., Die Tragödie von Stillwater. Dtsch. v. Brachvogel. 1837. 1838.
- , Prudence Palfrey u. andere Erzählungen. Dtsch. v. W. Lange. 1387. 1388.
- Balzac, Honoré de, Die Blutrache. — Das Haus zur ballspielenden Rache. — Die Mundtobterklärung. Drei Erzähl. Deutsch v. H. Denhardt. 1895. 1896.
- , Das Chagrinleber. Deutsch von H. Denhardt. 2441—2443.
- , Die Chouans über die Bretagne im Jahr 1799. Roman. Aus dem Französischen von R. Habß. 1426—1429.
- , Honorine. — Oberst Chabert. Zwei Erzähl. Dtsch. v. H. Denhardt. 2107. 2108.
- , Vater Goriot. Pariser Lebensbilder. Dtsch. von H. Denhardt. 2268—2270.
- Biernaghi, J. C., Die Hallig über die Schiffbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee. Nov. 1454/55. — Geb. 80 Pf.
- Bremer, Friederike, Die Nachbarn. Roman. Deutsch von H. Denhardt. 1003—1006. — Geb. M. 1.20.
- Carlsen, E., Aus den Lehrjahren eines Strebers. Roman. 1486. 1487.
- Cervantes, Don Quixote von der Mancha. Aus dem Spanischen v. D. W. Soltau. Neu bearbeitet v. W. Lange. 2 Bde. 821—830. — Geb. M. 2.50.
- Cherbuliez, Vict., Jean Têterol's Idee. Dtsch. v. R. Schröder. 1383—1385.
- , Der Graf Kostia. Deutsch von H. Denhardt. 2296—2298.
- Combe, C., Electric-Electrac. Novelle. Deutsch von E. Bagge. 2565.
- , Der arme Marcel. Novelle. Deutsch von E. Bagge. 2428. 2429.
- Conscience, Heinr., Der arme Edelmann. Aus dem Niederländischen v. W. Lange. 929. — Der Refrui. Deutsch von B. Wolff. 1208. — Der Geißhals. Dtsch. von Dr. Ed. Wegener. 1298. — Die hölzerne Clara. Dtsch. v. R. Mülbener. 1789.
- Cordella, Erste Kämpfe. — Mutter und Sohn. — Villa Eugenia. 3 Nov. Dtsch. von R. Telmann. 2464. 2465.
- Corin, Elisabeth. 1958.
- Daudet, Alphonse, Briefe aus meiner Mühle. Übers. v. Prof. Dr. H. Th. Kühne. 3227, 3228. — Geb. 80 Pf.
- Daudet, Alphonse, Fromont jun. & Risler sen. Pariser Sittenbild. Dtsch. v. R. Habß. 1628—1630. — Geb. M. 1.
- , Künstler-Ehen. Pariser Skizzen. Deutsch von M. Gerstmann. 1577.
- , Die wunderbaren Abenteuer des Herrn Tartarin aus Tarascon. Dtsch. v. M. Gerstmann. 1707.
- Dumas, Alex., Die drei Musketiere. Dtsch. v. Meerholz. 2021—2026. — Geb. M. 1.75.
- , Die schwarze Tulpe. Historischer Roman. Dtsch. v. H. Meerholz. 2236. 2237.
- Eckermann, Joh. Peter, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Herausgegeben v. Gustav Meinhauer. 2005—2010. — In 1 Band geb. M. 1.75.
- Eggleston, Der Weltuntergang. Amerikanische Dorfgeschichte. 2405. 2406.
- Eliot, Silas Marner, der Leinweber von Raveloe. 2215. 2216.
- , Adam Bede. Deutsch von J. Frese. 2431—2436. — Geb. M. 1.75.
- , Die Mühle am Floss. Übersetzt von J. Frese. 2711—2716. — Geb. M. 1.75.
- Eötvös, Joseph v., Der Dorfnotar. Aus d. Ungarischen übertragen v. M. Weilheim. 931—935. — Geb. M. 1.50.
- Erckmann-Chatrian, Geschichte eines Anno 1813 Conscriptirten. Erzählung. Aus dem Französischen übertragen u. bevormortet v. R. Habß. 1459. 1460.
- , Waterloo. Fortsetzung der Geschichte eines Anno 1813 Conscriptirten. Erzähl. Dtsch. v. H. Denhardt. 1997. 1998.
- , Madame Therese. 1553. 1554.
- , Die Rankau. Schauspiel in vier Aufzügen. Deutsch von R. Saar. 2548.
- Farina, Salvatore, Die Liebe hat hundert Augen. Roman. Uebersetzt von F. Schrader. 1928—1930.
- , Blinde Liebe. — Laurina's Gatte. 2 Erzähl. Dtsch. v. W. Lange. 1797/98.
- Flaubert, Gustave, Salambo. Roman. 1651—1654. — Geb. M. 1.20.
- Grosst, Tommaso, Marco Visconti. Historischer Roman a. d. 14. Jahrh. v. F. Ischek. 1631—1634. — Geb. M. 1.20.
- Hauff, Wilh., Lichtenstein. Romantische Sage. 85—87. — Geb. M. 1.
- , Manni Monde. 147/48. — Geb. 80 Pf.
- , Memoiren des Satan. 242—244. — Geb. M. 1.

- Hauff, Märchen. 301—303. — Geb. M. 1.  
 Hoffmann E. C. A., Die Eligire des Teufels. 192—194. — Geb. M. 1.  
 —, Lebens-Ansichten des Katers Murr. 153—156. — Geb. M. 1.20.  
 Hugo, V., Notre-Dame in Paris. Nach d. letzten Ausgabe neu übersetzt v. F. Bremer. 1911—1916. — Geb. M. 1.75.  
 Jommernann, Karl, Die Epigonen. 343—347. — Geb. M. 1.50.  
 —, Münchhausen. Eine Geschichte in Aes-  
 besen. 265—270. — Geb. M. 1.75.  
 Jókai, Maurus, Ein Goldmensch. Roman.  
 Uebersetzt von Kertbeny. 561—565. —  
 Geb. M. 1.50.  
 —, Die Dame mit den Meeräugen. Ro-  
 man. Herausgegeben von D. Krücken.  
 2737—2739. — Geb. M. 1.  
 —, Die gold. Zeit in Siebenbürgen. Histr.  
 Roman. Dtsch. v. L. Kosner. 521—523.  
 —, Traurige Tage. Roman. Aus dem  
 Ungarischen von S. Brody. 581—583.  
 —, Ein ungarischer Rabob. Roman.  
 Deutsch v. A. Dug. 3016—20. — Geb.  
 M. 1.50.  
 —, Zoltán Karpáthi, der Sohn des Rabob.  
 Roman. Aus dem Ungarischen übers.  
 v. Eb. Glaz. 3121—25. — Geb. M. 1.50.  
 Kock, Paul de, Der budlige Laquinet.  
 Römischer Roman. 1883. 1884.  
 Corm, Hieronymus, Gabriel Solmar  
 oder Ein kleines deutsches Fürstent-  
 tum. Roman. 732—735.  
 Kubomirski, Tatjana od. Russische Beamte  
 Roman. Dtsch. v. J. S. 1261—1264.  
 Malot, Hector, Cora. Pariser Sitten-  
 bild. Deutsch von Perron. 1946. 1947.  
 —, Im Banne der Versuchung. Roman.  
 Deutsch von M. Smets. 2158—2160.  
 Manzoni, Alessandro, Die Verlobten.  
 Deutsch von D. Lehmann. 471—476. —  
 Geb. M. 2.  
 Marryat, Die drei Rutter. 848.  
 —, Napht, d. seinen Vater sucht 1831/34.  
 —, Peter Simpel. 2501/5. — Geb. M. 1.50.  
 Müller, Johann Gottw., Siegfried von  
 Lindenberg. Roman. 206—209.  
 Mylius, Otfried, Gravened. Geschicht-  
 liche Erzählung. 366. 367.  
 —, Das Glasmännchen. Eine Weih-  
 nachts-geschichte für Jung u. Alt. 418.  
 —, Die Frau Oekonomierath. Eine Ge-  
 schichte. 257. 258.  
 Mylius, Otfried, Die Opfer des Ammon.  
 Eine Stadtgeschichte. 1619. 1620.  
 —, Die Türken vor Wien 1683. Ge-  
 schichtliche Erzählung. 213. 214.  
 Ouida, Farnmor. Roman. 2857. 2858.  
 —, Herzogin von Eira. Roman. Autoris.  
 deutsche Uebersetzung. 2458—2460.  
 —, Wanda. Roman. Autorisierte  
 Uebersetzung v. A. Koehl. 2171—2174.  
 Rangabé, A. R., Leila. Aus dem Neu-  
 griechischen übers. v. F. Moraf. 1699.  
 —, E. R., Kriegserinnerungen von  
 1870—71. 2572. — Geb. 60 Pf.  
 Rehfues, J. v., Scipio Cicala. Roman.  
 2581—2588. — Geb. M. 2.25.  
 Roe, Wie sich Jemand in seine Frau  
 verliebt. Eine Geschichte. 2593.  
 Ruppins, Otto, Der Pedlar. Roman.  
 1141—1143. — Geb. M. 1.  
 —, Das Vermächtniß des Pedlars. Folge  
 des Romans: „Der Pedlar“. 1316—  
 1318. — Geb. M. 1.  
 Sand, George, Indiana. Deutsch von  
 A. Seubert. 1022—1024.  
 —, Die Grille. (Fadette.) Erzählung.  
 Dtsch. v. J. Möllenhoff. 2517. 2518.  
 —, Lavinia. — Pauline. — Nora. 3 Ro-  
 vellen. Dtsch. v. R. Habß. 1348. 1349.  
 Schubert, J. K., Und sie bewegt sich  
 doch. Roman. 1311. 1312.  
 Spindler, C., Der Jude. Sittengemälde  
 2181—2186.  
 Staël, Corinna oder Italien. 1064—  
 1068. — Geb. M. 1.50.  
 —, Ueber Deutschland. 1751—1758. —  
 Geb. M. 2.25.  
 Strindberg, Die Leute auf Hemsö. Erzhlg.  
 a. d. Scheren. Dtsch. v. E. Holm. 2758/59.  
 Velde, C. J. van der, Arwed Gyllen-  
 sierna. Erzählung. 218. 219.  
 Zischoffe, Heinrich, Abellino. 2259.  
 —, Mamontade. 442. 443. — Geb. 80 Pf.  
 —, Abdrich im Moos. 1593—1595.  
 —, Der Blondin von Amur. 910.  
 —, Der todt Gast. 370.  
 —, Das Goldmacherdorf. 1725.  
 —, Hans Dampf. 1146.  
 —, Jonathan Frod. 518.  
 —, Die Neujahrsnacht. 404.  
 —, Tanten Rosmarin. — Das blaue  
 Wunder. 2096.  
 —, Die Walpurgisnacht. — Kriegerische  
 Abenteuer eines Friedfertigen. — Es  
 ist sehr möglich. 3 Erzähl. 2595.